

which / on am 0 44

Ulrich Sonnemann
Schriften in 10 Bänden
Herausgegeben von Paul Fiebig
(unter Mitarbeit von Elvira Seiwert)
Band 9
mit einem Geleitwort
von Elvira Seiwert
zu Klampen

Ulrich Sonnemann

Literarisches

Romane, Erzählungen, Gedichte,
Dialoge, Aphorismen, Feuilletons

Erste Auflage 2025

© 2025 zu Klampen Verlag

Röse 21, 31832 Springe, www.zuklampen.de

Bei Fragen zur EU-Produktsicherheitsverordnung GPSR

wenden Sie sich bitte an info@zuklampen.de.

Umschlagphotographie: Klaus Baum

Gestaltung und Satz: Friedrich Forssman

Gesamtherstellung: Printmedien Biewald GmbH & Co. KG,

Lägenfeldstr. 8, 30952 Ronnenberg

ISBN 978-3-934920-69-9

Alle Rechte vorbehalten. Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text- und Data-Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Die Schriften Ulrich Sonnemanns werden gefördert

von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur

sowie von Brigitte Sonnemann

Daß mein Leben bald schon von einem Lebensplan bestimmt war?

Könnte man auch insofern sagen, als, daß es zu tun haben würde mit schreibender Tätigkeit, eigentlich sehr, sehr früh feststand. Also, nicht erst mit achtzehn – und dann unter meinem Abiturientenzeugnis steht: »Ulrich Sonnemann will Schriftsteller werden« –, sondern viel früher habe ich das gewußt, daran eigentlich nie gezweifelt.

Und gewußt, in welcher Richtung sich das entwickeln möchte? Eventuell in etwas betonter belletristischer, vorübergehend mindestens, als sich dann in den Studienjahren abzeichnete bereits. Andererseits wurde gerade die belletristische Seite dieser Intentionen in den Studienjahren aber auch deutlicher, insofern sich einiges davon bereits verwirklichte, in Veröffentlichungen sogar, obwohl es ja sehr schwierige Jahre waren, für völlig Unbekannte, in dieser geschichtlichen Situation eines unter nazi-ideologischen Gesichtspunkten – dieser Rassentheorie – auch noch Gefährdeten, Bedrohten, Verfolgten, das kam ja alles auf einmal; und das Merkwürdige im Rückblick ist, daß es einander eher intensivierte als daß es einander gelöscht hätte.

Was nun Gedichte angeht, Erzählformen, einen Roman gar? Da hat es viele Konzeptionen gegeben, denen ich dann nur nicht nachgefolgt bin, die nicht verwirklicht wurden, also einfach am Weg blieben, weil inzwischen mehr mich wieder anderes interessierte, das jagte sich ja so. Aber jedenfalls dieses intensive Gespür für die Geheimnisse der Sprache, sagen wir mal, das kam sehr, sehr früh; und zugleich auch schon eine gewisse kritische Distanzierung von dem, was in meiner eigenen Familie üblich war, wo dieses Interesse, rein äußerlich betrachtet, ja keineswegs vereinzelt war; ein gewisser Widerstand auch gegen bestimmte Formen von Journalismus – an den kann ich mich sehr früh erinnern.

Ausprobiert? Habe ich auch diese Formen dann schon und versucht, sie an sich mit dem, was mir als Literatur einleuchtete, zu verknüpfen, zu verbinden, sagen wir: zu versöhnen. Meine frühe Produktion, auch dieser im einzelnen gar nicht erinnerter Beiträge zum ›Berliner Tageblatt‹, spiegelt das wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grad sogar wider, ich weiß es nicht mehr. *Aber dem nachzuspüren wird es vielleicht in anderen Zusammenhängen Gelegenheit geben ...*

Ulrich Sonnemann 1992 (gesprächsweise)

Geleitwort 13

Erste Abteilung: Originales

Prosa

Doktor Lassings Gedanke 27

Glückskran 44

Träume auf Ödholm 46

Vier Fragmente 51

Ohne Titel. Novelle 51

Ohne Titel. Erzählung 57

Angst im doppelten Sinne grundlos 57

The Little III Conquers the World 59

Die Dickichte und die Zeichen 61

Kalter Krieg oder Die Freiheit 218

Unter-/Wiedergänge. Fabulatorisches und Nürrische Narrationen 222

Der Salm und der Ursprung 222

Kurvaturen eines Gipfelgesprächs 227

Der Schnurch und die Schnafte 231

Waberlore 232

Wie Eva vorkehrte, ehe sie kehrte 235

Gedichte

Zehn frühe Gedichte 239

Tractat vom Troll 239

Landstreicher 240

Ballade von der Wasserleiche 241

April 241

Über Gefühle 242

Ballade vom Bergtod 244

Berlin, Kurfürstendamm 245

Kassierer Protz 247

Lied einer Frau 248

Ballade vom Mann am Abend 249

Weitere acht frühe Gedichte 250

Bildnis der Diana 250

Bitte 251

Dürre 251

Frühe Stunde 252

Kleines Zimmer 252

Süße Not der Liebe 253

Tod eines Malers 253

Von den Weckern 255

Erinnerung 257

»In spirit rather than in flesh« 258

Stein-Limerick 259

Begrüßungsworte zu einem Pinscherball 259

Wort und Zeit 261

Stevenson 263

»Als hiess sie Zenzi« 264

Telegramm an Ursula von Kardorff 265

Dank an Ledig 265

Vorgeschichte. Fünf Stationen am Autorenweg 266

Station I (? v. Chr.) 266

Station II (1933) 266

Station III (1950) 268

Station IV (1965/66) 269

Station V (1973/88) 272

»As lucky ...« 274

Bilder aus der deutschen Vergangenheit 275

I Weimarer SPD 275

II Pariser Stammtisch 1944 276

III Synopsis für einen amerikanischen Germanistikstudenten 276

Kinderreime 279

I 1915 279

II 1945 280

III 1975 280

Letztendlicher Limerick 280

Das Wort zum Sonntag 280

Herrn Mao Tse Tung, Peking 282

Raptus Responsum Rhapsodici 282

Limerickscha fünfräderig 284

Die Zwiesprache oder Der Jasager	285
Tosca, Tosca (Frankfurt 1932)	287
Sonett (an Ursula)	299
Reisebericht	300
Nachklänge, portugalesisch	309
Rezitativ	312
Fuldawellen, auch deutsch-chinesische Nachtzeit	313
Träume, eine Trilogie	317
I 1921	317
II 1950	318
III 1974	318
»Poetess, deary ...«	318
Dr. Frieda Silvert, U. S. A.	320
Szeni-/Dialogisches	
Das Majorat	323
Geburt einer Nachfrage	332
Hat der Mann ausgespielt	361
Die Welt als Gewalt und Gewurstel	362

Aphorismen

Grenzübertritte 371

Zwei Geschichten in einem Satz 381

Epische Epigramme. Geschichten in einem Satz 383

Zettelwirtschaft, Memos und Miniaturen 386

Zu Grunde und retour 390

Bilder der Wissenschaft. Geschichten aus einem Satz 391

Gangarten einer nervösen Natter bei Neumond 393

Aufgänge I. Aphorismen 393

Aufgänge II. Sonden, Glossen und Kurzsays 396

Epische Epigramme. Geschichten in einem Satz 407

Anhang: Exegese, auch Nachbedacht 412

Querfeldeinkehr, auch Nachtreste 416

Briefe

Ulrich Sonnemann als Rahel Varnhagen an Katharina Focke in Bonn 423

Meine drei Wünsche. Brief an Axel Matthes 434

Auf Tauchstation. Brief an Willy Brandt 437

Brief an einen Mörder (Ödipus) 448

Anhang zur ersten Abteilung

Der Hirnschrittmacher (Brief an einen amerikanischen Germanistikstudenten) 455

Zweite Abteilung: Übersetztes

James Joyce, Zwei Absätze aus ›Finnegans Wake‹ 477

Ogden Nash, Ausgewählte Gedichte 491

Der Individualist 491

Potzblitz, wie Wahrheit an den Tag will 492

Die Schildkröte 493

Limericks: Hochland-Hornist / Die Soirée / Die Eloge der Miss Mississippi 493

Die sieben geistigen Lebensalter der unermüdlichen Frau Marmaduke Moore 494

Quermüdigkeitsnostalgie 495

Reflexion über die Fehlbarkeit der Nemesis 496

Miriams glückliche Stunde 496

Der arme Herr Niebrücke 498

Kaffee mit dem Essen 499

Ein Wort über den Wind 501

Der Skrupulöse 502

Die Ameise 502

Am besten sei still, dann erregt die Sache kein Aufsehen 502

Wozu noch 503

Die Party nebenan 504

Achtung, Heuschrecken-Fans 505

Erlauben Verehrteste, aber vielleicht besser anders? 506

Der Schnupfen 507

Kribbelkrabbel 507

Bei Herankunft des Vierzigsten 508

Ein reines Gewissen entspannt seinen Inhaber nie 508

Die Nixe 509

Vorhang bei Zwielficht 509

Der Tiger 510

Der seltsame Fall des Entomologen mit Herz 510

Limick 511

Memorandum an alle 511

Der seltsame Fall der liebesleidgeplagten Briefschreiberin 512

Die Fledermaus 513

Fassen Sie sich. Wenn Sie es auch nicht mitnehmen konnten –
mitgenommen genug sieht es aus 513

Sitzungsperioden 514
Die Selbstverleugnung der Electra Thorne 514
Nachwort 516
Besuch aus Porlock – leider kein Xanadu 532

Drei weitere Gedichte 535
Lewis Carroll, Die Jagd auf den Schnurch 535
Herman Melville, Die Spießbank 538
William Shakespeare, Sonett LXVI 539

Barbara Garson, MacBird 541

Anhang zur zweiten Abteilung

Neal Ascherson, Kiesinger 599

Editorische Nachbemerkung 621
Glossar 623
Personenregister 633

Geleitwort

Bei Gelegenheit von Heine

... von dem wir, aus gegebenem Anlaß und dabei sogleich einige Mutmaßungen über eine – imaginierte – Perspektive Sonnemanns anstellend, zuerst sprechen wollen; respektive davon, wie Karl Kraus gezündelt hat. 1910, mäßig erfolgreich, in separatem Druck; bald darauf, um Nachdruck besorgt, in der ›Fackel. In ›Heine und die Folgen¹ zitiert Kraus den deutschen Emigranten in Paris vor sein permanentes Strafgericht: beschuldigt ihn der Verderbnis von Sprachsitte und -kultur; überführt ihn des »sprachschwindlerischen Tricks«, der den Deutschen die »Franzosenkrankheit«, das Feuilleton, eingebracht, den »Flugsand der französischen Sprache« gen Deutschland getrieben; wie er »skandierten Journalismus« betrieben und seinen Witz, einen »asthmatischen Köter«, von der Leine gelassen habe. –

Kraus und die Folgen? Das Heine-Bild: demoliert, eingeschwärzt, von Brandspuren gezeichnet. Mögliche Neben- und Nachwirkungen solcher Verfahrensführung resümiert Elias Canetti – selber lange im Banne von Kraus; später, rekonvaleszent: Karl Kraus sei es gelungen, »eine Hetzmasse aus Intellektuellen zu bilden, die sich bei jeder Lesung zusammenfand und so lange akut bestand, bis das Opfer zur Strecke gebracht war«². Auferstehung? Mühsam. Beweis, zum Beispiel: Adornos bemerkenswert bemühte Verteidigung, die ihn Jahrzehnte später, 1956, von der ›Wunde Heine«³ sprechen ließ.

Als hätte der Nachhall von Kraus' Prozeßführung sich im Zeitraum gehalten; als habe die Kraussche Strategie, die aufs Ohr setzt – indem er sich selber zum (freilich regulierenden) akustischen Durchgangsmittel tönender Vielstimmigkeit macht, triumphiert: Stimmen einfangend, sie aushorchend dabei – bis hin zum finalen, zum Weltgericht, dem Konvent der Stimmen in den letzten Tagen der Menschheit. –

Allein – und jetzt kommt Ulrich Sonnemann ausdrücklich ins Spiel: vor

1 Karl Kraus, Schriften, Frankfurt am Main 1989, Band 4, S. 185–210

2 Elias Canetti, Karl Kraus. Schule des Widerstands. In: Macht und Überleben, Berlin 1972, S. 28

3 Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften 11, Frankfurt am Main 1974, S. 95–100

der »schwebenden Genauigkeit des Heineschen Ohrs«⁴ habe Kraus, sagt Sonnemann, versagt (sei's aus Vorsatz respektive Strategie). Sonnemann aber, hellhörig hinhörend, kartographiert besagten Zeitraum, die geräuschhafte Bahn der Unheilssterne auskultierend, wie sie Heines Wahrnehmung verdüsterten: vom feuergefährlichen, den Kraus hatte aufgehen lassen; über den lärmmentfesselten der Nazis, denen schwante, was Heine bedeutet, weshalb sie ihn – angesichts der inkalkulablen Verführungen der Loreley – anonymisierten; bis hinein in ungelüftet bundesrepublikanische Frühzeiten, da Heine – jedenfalls seine frische Luft verwirbelnden, aufklärerischen Prosaschriften – als Schullesestoff nicht in Frage kam noch die Universität seiner Heimatstadt sich mit seinem Namen abfinden wollte. (Erst 1988 dann war man in Düsseldorf soweit.)

Diese sang- und klanglos verwehte Spur freilegend, abhorchend, sie weiter noch rückwärts spulend landet Sonnemann in Heines späteren, abgelegenen Prosa-Notizen. Eine, die klingt wie die Schrift an der Wand, rückt Sonnemann als Motto über seinen Heine-Jubiläums-Essay von 1972, »Umschwiegenes Ärgernis«: »Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis seine Zunge blutete.«⁵ Dieser Blutspur nun unsererseits folgend – in jener wünschelrutengängerischen Gangart, wie Sonnemann sie praktiziert –, weiter und immer weiter, landen wir in unserer ohrenbetäubenden Zeit, zeichenhaft markiert zuletzt am 7. Oktober 2023. Und es geht weiter, immer weiter.

Forschungsreisender oder Schriftsteller? Oder »Autors Urknall«⁶.

Der Wünschelrutengang führt gegen den Strom, leitet ins Ungesicherte, Unerkannte. Was dort, dank versagender Kanalisierung, unerhört entgleitet, unreglementierter Aufmerksamkeit aber »bedeutend« sich zu erkennen gibt: ebendahin lockte es Ulrich Sonnemann schon früh. Damals, zur Kinderzeit, waren es die weißen Flecken auf den Landkarten seines in die Jahre gekommenen Schulatlas, die ihn in ihren Bann zogen ebenso wie jene stil-

4 Ulrich Sonnemann, Umschwiegenes Ärgernis. In: Wilhelm Gössmann (Hg.), Geständnisse. Heine im Bewußtsein heutiger Autoren, Düsseldorf 1972, S. 79–84

5 Heinrich Heine, Düsseldorfer Heine-Ausgabe, Band 10, Hamburg 1993, S. 329

6 So in Ulrich Sonnemann, Vorgeschichte. Fünf Stationen am Autorenweg – im vorliegenden Band.

len Welten, die die elterliche Bibliothek ahnen ließen und nur darauf warteten, gehört zu werden. Besagte Alternative also, siehe oben, war gar keine: denn geworden ist, ja werden konnte er nur beides.

Die weißen Flecken der fortschreitend vermessenen Welt freilich färbten sich ein mit der Zeit; die Forschungsreisen wurden zunächst einmal vertagt zugunsten erster Expeditionen in die vielschichtigen Panoramen, die gleitenden Horizonte, welche die Sprache eröffnet. Frühe Schreibversuche, Sonnemann ist neunzehn, schaffen es gleich ins ›Berliner Tageblatt‹: eine, zumal dank Chefredakteur Theodor Wolff, maßgebliche Stimme in dieser unruhigen Zeit einer jungen, in Demokratie unerfahrenen Republik, die von vorneherein von autoritär antidemokratischen Strömungen kontrapunktiert und attackiert wurde. Wolff, selber Journalist, als junger Korrespondent in Frankreich (fürs ›Berliner Tageblatt‹ über den Dreyfus-Prozeß berichtend) zu Renommee gekommen, anerkannter politischer Autor (übrigens auch Schriftsteller und Dichter): als akklamierter »Journalist der Republik«, jetzt also: Chefredakteur des ›Berliner Tageblatts‹, sorgte er bis in die ersten Wochen des Dritten Reichs für eine Redaktion, die vorsätzlich liberal und demokratisch justiert war. Joseph Goebbels etwa hatte sich 1924 erfolglos um eine Redakteursstelle beworben – die »etwa fünfzig Artikel, die Goebbels nach und nach eingereicht hatte«, hatte Wolff immer wieder retourniert. »Sie taugten nichts.«⁷ So macht man sich keine Freunde. Erst recht nicht bei einer Bewegung, deren dominierende, aus entfesseltem Affekthaushalt herrührende Triebkraft Rache ist. Damals ja ebensogut wie heute wieder. Theodor Wolff jedenfalls hatte schon früh einen prominenten Platz auf den Todeslisten der Nazis, die es ihm und seinesgleichen zeigen wollten und nun, da sie an der Macht waren, es endlich auch konnten. –

Von Dezember 1931 bis Juni 1933 ist Ulrich Sonnemann mit vierzehn Beiträgen beim ›Tageblatt‹ dabei: er berichtet über Vorträge, Lesungen, schreibt Buchrezensionen. Schon früh macht er sich Gedanken über die »Bildmöglichkeiten der deutschen Sprache«⁸, wie sie freilich zuverlässig ins Fadenkreuz rigoroser Weltverengung und Sprachdesinfektion rücken – solches mit immer steigender, zusehends siegreicher, zunehmend irrever-

7 Wolfram Köhler, Der Chef-Redakteur Theodor Wolff. Ein Leben in Europa 1868–1943, Düsseldorf 1978, S. 11

8 ... bei Gelegenheit der Besprechung von Thomas Wolfe, Schau heimwärts, Engel! im Berliner Tageblatt vom 2. April 1933

sibler Tendenz.⁹ – Die Zeit damals aber wird knapp. Bericht, Kommentar und Analyse gehen unter im Nazi-Gebrüll, gehen auf in den Flammen. Das ›Tageblatt‹ (bald ohne den hartnäckig widerwillig emigrierten Theodor Wolff) übt sich im Arrangement mit den Verhältnissen; Sonnemann verläßt Deutschland (ausgebürgert wird er 1938).

Freilich hatte er längst abseits seiner Übungen im Tagesjournalismus mit unterschiedlichen Sprachformen und Erzählweisen experimentiert. In seiner Schreibwerkstatt entstehen Novellen, Erzählungen: Etüden in, etwa, E. T. A. Hoffmannscher Manier, die im überscharf Realistischen die Spur des lauernd Schauerlichen wahrnehmen; Allegorisches als Reflex der zeitgemäß verriegelten Transzendenz¹⁰; Fragment eines (dann liegengelassenen) Kinderbuchs. Und immer wieder Gedichte: verlässlicher Mundvorrat im Reisegepäck des Flüchtlings und Emigranten. Weniger Stimmungsgemälde als von Erfahrungen geprägte und imprägnierte Physiognomien in wandelnden Dekorationen der unerbittlich sich deformierenden ersten und zweiten Natur. Zuverlässig für Nachschub sorgt ein bei Sonnemann garantiertes Vermögen – krisenfest und konjunkturunabhängig, seismographisch reaktiv, mit Potential und Lizenz zur Sabotage (prominent aufgehoben in Sonnemanns späterer Philosophie des Spontanen): die Rede, kurzum, ist von der *Phantasie* als einer geerdeten und erdenden Potenz, sich dem, das, verdrängt, zum Ausdruck will, auch als »Nicht-Identisches« chronisch auf verlorenem Posten siedelt, anzuschmiegen, anzugleichen. In deren Ein-

9 Derzeit geht's ja beiden, Sprache und Bildern, effektiv an den Kragen. Gerhard Polt (in: Gerhard Polt und Josef Hader im Interview. Treffen sich ein Bayer und ein Österreicher, SZ-Magazin vom 29. April 2016): »Die grassierende Spracharmut nimmt uns unsere Vielfalt. Die Menschen werden auf toll oder super reduziert. Oder auf okay. Da gehen Bilder verloren«, respektive erstarren emotionale Grundbefindlichkeiten emojförmig auf Punkt Punkt Komma Strich. Und es geht weiter, immer weiter. Sprache, Bilder, selbst ganze Populationen bleiben auf der Strecke: die ›Bürger:innen‹ lassen, rein akustisch, den Bürger verschwinden. Der Gehörsinn wird, statt rehabilitiert, paralyisiert. »Hören Sie nur!« (ein gelegentlicher Appell Ulrich Sonnemanns).

10 Siehe ›Glückskran‹ (1937, im vorliegenden Band) – Geschwisterstück gleichsam zu Adornos ›Nadelkurven‹ (1927). Diese als Dechiffrierung raunender Runen des technischen Zeitalters; jener als Reproduktionsinstrument des Schicksals: man hängt am Schicksalsfaden, wie ihn die technischen Mittel spinnen.

und Wertschätzung aber herrscht keineswegs Einverständnis¹¹. So kommt sie etwa bei Freud depotenziert, im Lumpengewand, daher: »nur der Unglückliche«, sagt er, »phantasiert«. Sie sei »Kompensation«, eine »bloß resignative Abwehrbewegung gegenüber einer unbefriedigenden gesellschaftlichen Realität«. Ganz anders klingt's bei Thomas Mann, der, 1934, auf einer »Meerfahrt mit Don Quijote« unterwegs nach Amerika – weg aus Deutschland, das sich gegen ihn als »undeutsch« entrüstet –, hingegen der »Schaukelbewegung« des Schiffs, den schwankenden Verhältnissen an Bord, sie – selbst da – auf festen Boden stellt: »Phantasie haben heißt nicht, sich etwas ausdenken; es heißt, sich aus den Dingen etwas machen«¹², und er ist nahe damit bei Sonnemann sowohl wie, in der Zukunft, Hermann Schweppenhäuser, der diagnostizieren wird: »Nicht Trostlosigkeit ist die Mutter der Phantasie, sondern Freude. Phantasie ist mimetisch, nicht kompensatorisch.«¹³ Statt resignativem Eskapismus – weg von dem, was ist – oder paralysiertem Beharren darin: geradewegs zu darauf, um mimetisch, mit ihm gemeinsam, über es selbst hinweg und hinaus zu kommen – ins Freie.

Gurs 1941

Was, wie sich zeigen läßt, auch buchstäblich zu verstehen ist.

Sonnemann also, ab 1933 unterwegs zwischen den Ländern, den Sprachen; grenzgängerisch pendelnd zwischen Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, Belgien – im Modus »wechselnder Muße und Unruhe«; kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs schließlich festgesetzt in Brüssel und nach Gurs deportiert. Hier, mit Überleben beschäftigt, sinnt er auf Ausflucht. Wie Grenzen zu überschreiten, Begrenzungen aufzulösen wären, geographische, physische, solche der Vernunft nicht zuletzt: ob nicht deren, qua Hegelscher Begriffshegemonie beschränkte, »szientifisch eingeengte Erfahrungsbasis« zu erweitern, ihre »Abgrenzung gegen das reiche Leben der Sinne, den schönen Überfluß der Phantasie« zu widerrufen wäre? Wodurch

11 Elvira Seiwert, »L'imagination au pouvoir!« Wie die Phantasie an die Macht kommt und an welche, und wie sie sich wieder davonmacht. In: Tobias Heinze, Martin Mettin (Hg.), »Denn das Wahre ist das Ganze nicht ...«. Beiträge zur Negativen Anthropologie Ulrich Sonnemanns, Frankfurt am Main / Berlin 2021, S. 293–321

12 A. a. O., S. 296

13 A. a. O., S. 294

ja zugleich auch ihre Selbstlimitierung sich auflösen könnte: sie »auf Räumliches, Optisches nicht länger beschränkt« bliebe, vielmehr die *Zeit* (und mit ihr die Geschichte) ins Spiel lassen würde, die – so assistiert der Dichter Alfred Mombert (einer der Dreitausend in Gurs Mitinternierten) – »unverkennbar in ihren Ordnungen *dichterisch*« und so »der Sinnlichkeit zugänglich« sei, »daß die Vernunft sie wohl durchdringen könne, [...] aber erst dann, wenn sie ihr eigenes Sinnliches, Dichterisches nicht mehr verleugne«¹⁴.

Zeit also strömt ein, ihre chronometrische Streckenführung lockert sich, Sonnemanns Wahrnehmung präsentieren sich die deutschen Truppenbewegungen als bewegtes Tableau: in Gestalt einer »sinnlich greifbaren Bewegungsfigur des expandierenden Nazireichs«, die, »wie mir schien, eine Voraussage über die Aggression, die als nächste fällig war, und über ihren Zeitpunkt ziemlich präzise zu gründen war«. Er diagnostiziert eine, statt vorwärts und immer weiter, in der Gegenrichtung des Uhrzeigers verlaufende Kreis-, schließlich Spiralebewegung, prognostiziert Ort und Zeit des nächsten Überfalls, wettet darauf mit einem wohlhabenden Mithäftling, gewinnt die Wette und – ist gerettet. Der Wetterlös reicht aus für die notwendigen Visa und eine Passage nach Amerika. –

Seine Rettung, sagt Sonnemann später, war eine »Frucht reiner Betrachtung. Zu griechisch ›theoria‹. Man darf dieses Wort nur nicht so eng und so sterilisiert hören, wie unser Wissenschaftsbetrieb es begreift. Er begreift damit immer weniger, am wenigsten sich selbst und die Verkümmern des erkennenden Auges und Ohrs, der er Vorschub leistet.« Freilich gilt, »daß man Theorie nicht nach Belieben in Gang setzt. Sie ereignet sich oder läßt es bleiben.« Immerhin läßt's sich ihr auf die Sprünge helfen.

Poetik

Liest man die Geschichte von Gurs als ein imaginäres Strategiepapier, dann erschließt sich Sonnemanns Poetik als so beweglich wie eine der Bewegung selbst, ihrer Formen und Gangarten: eine der Kurvaturen, Kreuz- und Quergänge, Rezirkulationen; der Aufgänge, Untergänge, Wiedergänge, Volten und Weiterungen¹⁵. Das Ganze – kaum in geregelten Bahnen ablau-

14 Ulrich Sonnemann, *Schriften 1*, Springe 2005, S. 427–433

15 So in Ulrich Sonnemanns ›Gangarten einer nervösen Natter bei Neumond‹, Frankfurt am Main 1988

fund – hat experimentellen Charakter. »Im Wort *Experiment*«, sagt Sonnemann, »liegt es sehr hörbar aber auch selbst schon beschlossen, *experiri*, Erfahrungen machen«¹⁶. Und »Erfahrungen«, komplettiert Sonnemann, »haben *Ansprüche*«. Es gibt also kein Halten aus Vorsatz oder nach Vorgabe; Satzbau und Rhythmus sind, wie's der Natter, dem quasi emblematischen oder Wappentier, naturgemäß, schmiegsam; das Verfahren, im Wortsinne, sachlich. Sympathetisch amalgamieren Phantasie à la Thomas Mann – »sich aus den Dingen etwas machen« – und ein diagnostischer, physiognomische Tiefenschärfe einstellender Befund Adornos: »Die Dialektik in den Sachen ist ihm zugleich Dialektik der Mitteilung.«¹⁷

Etablierte Reinheitsgebote – man sei, kategorisch, Schriftsteller *oder* Philosoph, Dichter *oder* Schriftsteller – zergehen dabei wie von selbst. So hat ja Hegel etwa gegen die französischen Aufklärer und ihr Faible für poetisch kostümierte Philosophie argumentiert: »sie seien zu geistreich«, übersetzt: »sie schrieben zu gut«¹⁸; Kraus, wieder einmal, gegen Heine, der Schriftstellerei mit Poesie verwechsle, und gegen Nietzsche dann gleich mit, da der, bei Gelegenheit von Heines Prosa, etwa geschrieben: »Wie er das Deutsche handhabt! Man wird einmal sagen, daß Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind – in einer ausrechenbaren Entfernung von Allem, was bloße Deutsche mit ihr gemacht haben.«¹⁹ Hermann Schweppenhäuser, gesprächsweise, akklamiert Sonnemann, apropos Kunstfertigkeit, als der Kritischen Theorie »Stilisten«. Der »Mercur«, quasi abwinkend, hebt Sonnemann, ihn als Kuriosum verdinglichend, also stillstellend, ein in einen »recht engen Fanzirkel«²⁰. Rolf Tiedemann schließlich, angesichts der, qua Gebot, sich zunehmend verengenden Perspektive, resümiert, daß, seit dem Verdikt der »Fachwelt« über die Philosophie als reine Wissenschaft, »Philosophen, die gleichwohl der künstlerischen

16 Wie Fußnote 11, S. 296

17 ... wenn auch ein bei Kierkegaard erhobener: Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften* 2, Frankfurt am Main 1979, S. 11

18 Rolf Tiedemann, *Auch Narr! Auch Dichter!* In: Theodor W. Adorno, *Der Schatz des Indianer-Joe*, Frankfurt am Main 1979, S. 117

19 Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, »Warum ich so klug bin« / Abschnitt 4

20 Christian Demand / Ekkehard Knörer, »Wir sind uns einig über das Versagen der Zeitschrift«. *Krisenhaftes aus der Frühzeit des Mercur*. In: *Mercur* Nr. 766, 3/2013, S. 229

Produktion nicht entraten mögen, mit dem gelben Fleck des Begriffsdichters [...] durch die Welt«²¹ liefen. Als diktierte der blinde, erkennbar sich braun einfärbende Fleck von Revierzuständigkeit und Zunftzwang eine sich gleichordnende Farbenlehre. Sonnemann, zuallerletzt, schaut dem bewußtlos in den Ersten Weltkrieg taumelnden Hans Castorp hinterdrein und voraus dabei: »Daß Kultur als *politische Kultur* anfängt [...], heißt, daß sie es im Medium von Sprache tut, dort nicht tun *kann*, wo Settembrinis Wort [...] an Hans Castorp: ›Sie lieben das Wort nicht oder besitzen es nicht oder heiligen es auf eine unfreundliche Weise‹ so bis heute sich an der dumpfen Rhetorik, die der Bundestag übt und hinnimmt, erhärten läßt [...], daß es graust.«²² Heute, wir leben in abergläubischen Zeiten, da Cancel culture reüssiert und man ›böse‹ Wörter fetischisiert, schraubt im sich einbräunenden Bundestag besagte Rhetorik hörbar sich hoch in schrill gellende Tonlagen. Das Grausen nimmt zu. Man will nur noch weg. Via Zeitreise?

In seinem genau so genannten ›Miniroman‹ hat Sonnemann den »Sound« der Jahrhunderte eingefangen (wie speziell schon die den Zeitraum durchtönende Vielstimmigkeit jener zu Beginn berichteten Heine-Hetze). Hier nun, als Dichter mit Forschungsmandat, liefert er, dem zivilisatorischen Ursprungstrauma auf der Spur, poetisch die Blaupause seiner später mit Dietmar Kamper prosaisch projektierten Expedition nach Atlantis²³. Dessen musikalisch tönendem Signalement er, notabene, dann später noch nachgelauscht hat.²⁴ – Im ausgewachsenen Roman, ›Die Dickichte und die Zeichen‹, macht Sonnemann Station im Jahr 1944.

Es herrscht Krieg. Unterwegs im Dickicht der Zeichen

Er könnte der Roman der Stunde sein.

Das Stauffenberg-Attentat – mißglückt; die meisten Verschwörer des 20. Juli – verhaftet. Auf einem Spaziergang besprechen Oberst von Blancek, Mitglied des Verschwörerkreises, und Oberleutnant Maschau, Prot-

21 Wie Fußnote 18

22 Ulrich Sonnemann, Bildstörung oder Der Einbruch der Zeit in die Sendezeit (1990). In: Schriften 8, S. 423/424

23 Siehe Schriften 1.

24 Ulrich Sonnemann, Uhr-Sprünge. Wie tönte Atlantis (1989). In: Schriften 1, S. 413–425 (zuerst Rundfunksendung SWF 2, 18. Dezember 1989).

agonist der ›Dickichte‹ und Zeichenleser, den Wert der Aktion: der sich allenfalls in der »Beunruhigung der Künftigen« bewähren könne. »Wir zögerten erst zu lange und verloren dann zu früh die Geduld, sogen statt der Luft, in der die Idee liegt, die morgen die Welt tragen will, den Duft der Ideologien ein, die ungelüftet jetzt nur noch herumliegen«²⁵.

Damals, Ende 1963, als ›Die Dickichte und die Zeichen‹ erschienen, war der heiße Krieg schon fern gerückt, der kalte sorgte anhaltend für Vereisung. Später lockte eine Zeit ewigen Friedens. Sonnemanns Roman, von der Kritik seinerzeit hochgelobt, konnte jetzt beruhigt als ›historisch‹ abgelegt werden – die »Beunruhigung« ja hatte sich, so wollte man glauben, beschwichtigt. Zunehmend währte man die Geschichte hinter sich. Spätestens aber seit dem 24. Februar 2022 wird man überrollt von ihr. Mehltau hatte sich sachte übers Land gelegt; nun erkannte man erschreckt, daß die Bilder aus der mörderisch überfallenen Ukraine sich auch deutscher Regie-Assistenz verdanken.

Im Roman, damals und zugleich prognostisch: »Weil«, erläuterte Maschau, »es etwas noch Verlogeneres als eine Lüge, die der Lügner als Selbstzweck betreibt: also weder nur als Mittel verwendet noch selbst glaubt, nicht geben kann.«

»Sie lügen wie gedruckt, wir drucken wie sie lügen«, verspricht eine, nachgerade unbeirrbar Marxscher Geschichtsprophetie anhängende Tageszeitung, die sich bis dato, von Glaubens wegen, undurchlässig hält wider historisch-dialektisch gebotene Durchlüftung. Von daher ihre Anfälligkeit für Lügen, die sie nachdruckt. Ausgegeben von einem in Täuschung KGB-trainierten »Hinterhofschläger«, wie ihn der exilierte Autor Viktor Jerofejew nennt²⁶. Auf der Gegenseite übers Meer – wenn auch kaum in Opposition: ein Propagandist »alternativer Fakten«; Narziß mit Lizenz zum Amoklauf. Auf oligarchisch gesteuerten, algorithmisch gesicherten Strömen wollen, wie's aktuell scheint, ihre Bilder ineinanderschwimmen.

Im Roman wandert Maschau, zeitweise im Schatten eines Doppelgängers, durch Panoramen von Krieg, Résistance, Mord und Liebe. Endlich auf der Flucht verfangt er sich in den Fugen der Zeit, darin die realistische Szene sich unscheinbar ins Phantastische verschiebt. An deren Schwelle nun *sie* erscheint: Alchimagina. Zeit-Messerin mit zweischneidiger Klinge,

25 Ulrich Sonnemann, Die Dickichte und die Zeichen – im vorliegenden Band.

26 Viktor Jerofejew, Der große Gopnik. Roman, Berlin 2023

die es faustdick hinter den Ohren hat. Eine uralte Bekannte Maschhaus, wissende Wächterin aller Anfänge. In ihrem Namen verwirbeln sich Alchemie, Magie, Imagination, Machina – von daher auch ihre kaum gradlinige Verfassung und Äußerungsweise. Maschau, bisweilen leutselig, nennt sie dann »Alchi« – wodurch er einen vertrauten Fuß vorgaukelt, was einen Fehltritt freilich nicht ausschließt. »Seine Hoheit am Zeitensaum«, adressiert sie wiederum, mit Hierarchien spielend, Maschau, der selber sie ja in Gang gesetzt. Ihm über den Kopf wachsend, den sie ihm durchaus auch wäscht, ist sie keine gute Märchenfee, ist Emissärin vielmehr aus einem Reich jener Phantasie, die, von außen, den Einbruch einer den Bann lösenden Zeit in die bleiern stillstehende, respektive deren Einsturz imaginiert. Humor übrigens hat sie auch ...

Freistil

... und gehört damit zu den engeren Verwandten des Vogels Merops, der, wie Jean Paul ihn in Bild gesetzt: »zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt«, und seine »Höllenfahrt bahnet ihm die Himmelfahrt«²⁷. Auch auf diesem Spielfeld, wieder markiert von gelenkigem Transport und Beweglichkeit, experimentiert Sonnemann – vorzüglich im Extrem. So installiert er in katastrophische Szenarien praktische, meint rettende Requisiten: stattet etwa Benjamins blickrichtungsfixierten »Engel der Geschichte« mit einem Rückspiegel aus, oder Adornos stürzende Metaphysik mit einer freilich ein wenig komplizierten Art von Fallschirm.

Wie nun aber, zuletzt, die verkehrte Welt insgesamt aus den Angeln zu heben und auf welchen Sinn Verlaß wäre dabei: das entwickelt Sonnemann bei Gelegenheit seiner Übersetzungen, macht sich, zwischen den Sprachen navigierend, einen ganz eigenen Reim aufs Ungereimte – Motto, gewissermaßen: »Über das Zerrütten von ungereimtem Konsens durch sich reimenden Nonsens«; findet Spielarten des »Unbewußten von Sprache selbst«, das, als sich gliedernde Zeit, »sich ans *Ohr* wendet«²⁸. So destilliert er etwa eine Art Vademecum, die Zeit im Sprachfluß zu markieren, aus Ogden

27 Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, § 33

28 Ulrich Sonnemann, Der Vers in seiner Rolle als Subvers oder Der Spinnensang.

Vortrag Kassel 1985 (Veröffentlichung vorgesehen in Schriften 10).

Nash, dessen reimende Praxis »der antreibenden Ungeduld des irgendwo auf sie wartenden Reimworts« gehorchend, damit auch die »Wahrheit des Ohres gegen den abgestorbenen Automatismus« eines »hypnotisch gefesselten Buchstabens«²⁹ vertrete; oder transzendiert gar, angesichts der in der vielstimmigen Textur sich ereignenden Zeit, ins pfingstlich Wunderbare mit James Joyce ›Finnegans Wake‹ als einer »andern Ausgießung des Heiligen Geistes«, sofern er nämlich »anlässlich einer Nachtwache nicht in Zungen, sondern diese im Schlaf redeten und er mitschrieb«. Beweis der Baufälligkeit des Turms zu Babel: daß hier die uneinig gewordenen Zungen wieder »eins« würden. Geheilt gleich mit werde die Sprach-Empfängnis selbst: »Was der Herr ihm scheinbar im Schlaf gibt, ist eine Wachheit, die durch das polyphone Spektrum hindurchhorcht«³⁰. Eine Wachheit, welche jenem zugespitzten Ohr, seiner »schwebenden Genauigkeit« zu eigen ist, wie Sonnemann sie Heinrich Heines Ohr attestiert, und – stelle ich mir vor – als *conditio humana* postuliert. – In solchen Bahnen der gleitenden, entgleitenden Bedeutungen weiter und immer weiter rückwärtsreisend, passierte man unweigerlich Lewis Carroll, dessen verwickeltem Unsinn des ›The Hunting of the Snark. An Agony in Eight Fits‹ – ihrem ›Vierten Spasmus‹ – Sonnemann schon Ende der 1960er sich angenommen. Carrolls ›Sylvie und Bruno‹ aber, das gestaffelte Traumebenen in einer abgefeimten Polyphonie von Traumzeiten verschränkt, lag auf seinem Nachttisch neben ihm, damals, im März 1993, als Ulrich Sonnemann starb. –

Elvira Seiwert Berlin, im Mai 2025

29 Ulrich Sonnemann, Nachwort zu Ogden Nash, Ich bin leider hier auch fremd, Reinbek 1969 – im vorliegenden Band.

30 Ulrich Sonnemann, Das Finneganwunder oder Die Ausgießung des Heiligen Geistes – im vorliegenden Band. [KdHE]

Erste Abteilung: Originales

Prosa

Nicht aufgenommen sind hier die in den 1930er Jahren entstandene Erzählung namens ›Hellschere‹ und der Miniroman von 1987 ›Zeitreise‹ – die Erzählung fand ihren Platz bereits in den absichtsvoll in einiger Buntheit daherkommenden Schriften 1, der Miniroman beanspruchte den seinen in den Zeit-Zusammenhängen von Schriften 8.

Doktor Lassings Gedanke

Novelle (1930er Jahre)

Es war an einem Herbstabend. Thomas Gall, Redakteur des ›Stadtanzeigers für X und Umgebung‹, stellte eben das Morgenblatt zusammen, als er den Besuch seines Freundes Hans Horner empfing.

Horner war Schauspieler, aber arbeitslos, seit das Stadttheater vor einigen Monaten Bankrott gemacht und geschlossen hatte. Ein auswärtiges Engagement zu finden war ihm trotz rühmender Empfehlungen bisher nicht gelungen. Er hatte schon kein Geld mehr, war bereit, jede Stellung anzunehmen, die sich bot, und kam alle paar Tage zu Gall, der die halbe Stadt kannte und am ehesten etwas für ihn wissen mochte.

Der Journalist zuckte die Achseln. Hans Horner sah ihm zu, wie er mit Schere, Klebstoff und einer Menge Papier geschwind und unermüdlich hantierte. »Tut mir leid«, sagte Gall. »Ich weiß nichts, Hans.«

Plötzlich schüttelte er den Kopf und murmelte:

»Schon wieder ein Mädchen von der Friedensbrücke gesprungen. Zwei Meilen unterhalb herausgefischt, Motiv: unglückliche Liebe ... Diese Brücke übt eine verdammte Anziehung auf Selbstmörder aus, höre mal, – innerhalb von drei Wochen ist dies der zweite Fall ...«

»Hast du jemals dort hinuntergeschaut?« fragte Hans Horner. »Was mich betrifft, so verstehe ich diese Leute ein wenig, – der Fluß ist nirgends reißender, wirbeliger, *magischer* als dort ...«

Bei diesen Worten hatten seine Augen einen starren und sonderbar dunklen Ausdruck angenommen, den Gall indessen nicht bemerkte. Hans Horner sah, wie er, über seine Arbeit gebeugt, die Stirn hochzog. Im nächsten Augenblick fuhr er in seinem Drehstuhl herum.

»Da!« sagte er. »Sieh hier!«

Damit reichte er Hans den Erstabdruck des Annoncentails, deutete mit dem Finger auf ein mittelgroßes Inserat und sagte:

»An deiner Stelle wäre ich morgen früh um neun bei Dr. Lassing. Deine Chance ist, die Anzeige früher zu kennen als irgendwer in der Stadt. Der Himmel weiß, wofür er einen ›gefühlvollen jungen Optimisten von suggestiver Beredtsamkeit‹ sucht ...«

»Er soll immer ein merkwürdiger Mensch gewesen sein«, entgegnete Hans Horner. »Ich danke dir, Tom.«

Früh am anderen Morgen betrat er das Wartezimmer des Anwalts, der

ihn unverzüglich empfing. Dr. Lassing, ein reicher Mann und stadtbekannter Philanthrop, entsann sich Horners von der Bühne, pries seine Leistungen und zeigte sich teilnahmsvoll, als der Schauspieler seine gegenwärtige Lage schilderte. An seinem »Optimismus« äußerte er Zweifel, fand sich auf Horners lebhaftes Bitten aber bereit, ihm die Stellung anzuvertrauen.

»Sie besteht darin, daß Sie jede Nacht von zwölf bis drei Uhr auf der Friedensbrücke Wache halten«, teilte er mit. »Diese Zeit ist nach den polizeistatistischen Ermittlungen die von unsern Selbstmördern bevorzugte. Ihre Aufgabe ist es, diesen Unglücklichen ihren Plan mindestens fürs erste auszureden, sie zu bewegen, wieder nach Haus zu gehen, und mir die Fälle am nächsten Morgen zu melden. – Für weitere Hilfe wird nach Möglichkeit gesorgt werden«, setzte er hinzu und verbreitete sich dann noch über Einzelheiten des Plans.

Hierauf nannte er Horners Gehalt, das nicht unbeträchtlich war, zahlte ihm bereitwillig einen größeren Vorschuß aus und entließ ihn.

Nacht für Nacht erschien Hans Horner auf der alten Brücke. Wenn das Leben in der mittelgroßen Provinzstadt erstorben war, trat er seinen Dienst an, in einen Ledermantel gehüllt, unbekümmert um Regen und Oktoberwind, sehr durchdrungen vom Gedanken an die Menschenleben, deren Wahrung ihm aufgegeben war. Seit er in diese Stadt gekommen war, hatte er die Brücke, den Blick über die Wendung des Flusses, den sie bot, und die altertümlichen Häuser ihres Umkreises geliebt, und auf eine unbestimmte Weise bedeutsam erschien es ihm nun, daß gerade sie ihm als Schauplatz seiner neuen Berufstätigkeit diene, – dieser ein wenig ungewöhnlichen Beschäftigung, die ein geheimnisvolles Schicksal ihm zugewiesen hatte. – Übrigens konnte von »Tätigkeit« eigentlich zunächst keine Rede sein; wenigstens während der ersten vier Wochen fand er durchaus nichts zu tun und verbrachte seine Dienststunden teils mit Patrouillengängen von einem Brückenkopf zum andern, teils damit, auf einer der Randmauern zu sitzen und im matten Schein der spärlichen Laternen auf das Geräusch des Flusses zu horchen, der in der Tiefe wirbelte und erbrauste.

Während dieser Stunden sprach er fast nie mit einem Menschen. Es war der Wunsch seiner Auftraggeber, daß sein Amt geheim bleibe, und in der Tat wußte außer ihnen, das hieß: außer Dr. Lassing und einigen seiner Freunde nur Thomas Gall vom »Stadtanzeiger« sowie ein dicker und wortkarger Polizist davon, der auf seinen nächtlichen Gängen zuweilen hier vorbeikam und den man gegen das Versprechen strikter Verschwie-

genheit eingeweiht hatte. Hans Horner wechselte manchmal einige wenige Worte mit ihm. Auch Doktor Lassing, wohl in der stillen Absicht, Horners Dienstpünktlichkeit etwas zu kontrollieren, kam mitunter, stellte zukunfts-frohe Betrachtungen über Hansens Mission und das Leben im allgemeinen an und leistete ihm eine Zeitlang Gesellschaft. Der Schauspieler gab sich dann optimistischer als er war. Tatsächlich wirkten diese Stunden eher ver-düsternd auf ihn. Die Absonderlichkeit seiner Stellung, der Umstand, daß auf Karriere in ihr nicht zu rechnen war, und die dunkle Eintönigkeit dieser Nächte überm Fluß erfüllten ihn mit seltsamen und pathetischen Empfin-dungen; sie steigerten gleichzeitig einen Zug von ironischer Skepsis in sei-ner Natur. Er fing an, grüblerisch zu werden, zeigte sich auch am Tage, in dienstfreien Stunden, abweisend und verschlossen, und hing den Träume-reien eines Weltflüchtigen und Eremiten nach, der auf die Freuden des Da-seins verzichtet hat und in diesen Verzicht und dienststrenges Priestertum einen tragischen Stolz setzt.

Nach und nach begann er sich zu langweilen. Da ein Zufall, oder was immer es war, wollte, daß vor seinem Amtsantritt sich Selbstmorde in fast ununterbrochener Folge an diesem Orte ereignet hatten und diese Kette nun geradezu abgeschnitten war, kam zu den vielfältigen Gefühlen, die sich während seiner Nachtwachen in ihm regten, das des Müßigen, ja, Lächer-lichen der von ihm gespielten Rolle. Er verfluchte den Schabernack, den ein spöttisches Geschick mit ihm trieb, bat Dr. Lassing, die fallende Jahreszeit zu bedenken, die Kandidaten des Freitods vielleicht andere Mittel als den Sprung von einer Brücke nahelegten, und gab sich nur widerstrebend zu-frieden, als ihn der freundliche Mann abermals auf die Polizeistatistik hin-wies, die im vergangenen Winter eine besonders hohe Zahl jener Sprünge verzeichnet hatte. – Es war aber in der Nacht nach diesem Gespräch, daß er endlich seinen ersten »Fall« fand. Er hatte, die Beine außen hinabbau-meln lassend, auf seiner Brückenmauer gesessen, dem Flüstern des Regens, dem windgedämpften Murmeln des Flusses gelauscht und sich wie gewöhn-lich seinen Gedanken überlassen, wobei er müde geworden und zuletzt bei-nahe eingenickt war.

Ein Rest von Bewußtsein bewahrte ihn davor, ins Wasser zu stürzen. Er schrak zusammen, die Heftigkeit der unwillkürlichen Bewegung erhöhte für einen Augenblick die Gefahr, dann hatte er sich festgeklammert und war in Sicherheit. »Endlich einen vom Tode bewahrt«, dachte er mit ärger-lichem Selbstspott und verließ kopfschüttelnd seinen Platz, – hatte aber

nicht sobald seinen üblichen Kontrollgang wiederaufgenommen, als es vom nahen Kirchturm drei Uhr schlug.

»Schluß für heute«, dachte Hans Horner, blieb stehen und ließ statt seiner einen Blick die Brücke entlangwandern.

In dieser Sekunde sah er das Mädchen – : circa dreißig Schritte von sich entfernt. Er sah erst nicht, daß es ein Mädchen war, er sah eine schlanke, dunkelgekleidete Gestalt, die sich gerade auf die Mauer schwang und nicht anders nun auf ihr saß wie er selbst eben darauf gesessen hatte, – etwas zusammengekauert, die Hände im Schoß, den Blick in dunkle Tiefe gerichtet. Mit klopfendem Herzen, große Schritte nehmend, stahl Hans Horner sich näher.

Aber in geringem Abstand von ihr blieb er stehen und überlegte. Es war so merkwürdig, er hatte hier Dienst gemacht und auf Betätigung gewartet, er hatte Zeit gehabt, sich vorzubereiten, aber nun die Probe seiner Amtsbeurteilung endlich heran war, fand er, daß er nicht bereit und ein jeder Gedanke nichtig war, mit dem er in verflossenen Nachtstunden diese Lage und sein Verhalten in ihr vorweggenommen hatte. In Wahrheit und im tiefsten Herzen hatte er es bei der bisherigen Unwirklichkeit seines Postens wohl schon aufgegeben gehabt, ernstlich mit ihr zu rechnen.

Los! dachte er gleichwohl, schritt auf sein Ziel zu und schwang sich mit einer behenden, in wochenlanger Übung leicht gewordenen Bewegung auf die Randmauer, auf den Platz zur Linken des Mädchens, das sein Herankommen nicht gehört hatte und heftig erschrak. Im Laternenschein sah er ihr schmales, ihm fragend zugewandtes Gesicht, dessen Blick von Tränen verschleiert war. Es war noch sehr jung, von einfachen aber zarten Linien und einem Ausdruck naiver Verzweiflung, der den Schauspieler eigentümlich ergriff.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung«, sagte er gedämpft; »aber dies kann unmöglich der richtige Platz für Sie sein. Wir sind im Oktober, es regnet, und drei Uhr nachts ist es auch. Sie werden sich erkälten, wie ich fürchte.«

»Erkältet bin ich schon«, entgegnete sie kindlich und schwermütig. Tatsächlich sprach sie etwas durch die Nase.

»Dann sollten Sie sich aber zu Bett legen statt hier herumzusitzen ...! Sind Sie eigentlich nicht müde? Es ist leichtsinnig, was Sie da treiben, es ist im höchsten Grade unverantwortlich ... Stellen Sie sich vor, ich säße nicht hier, Sie schliefen versehentlich ein und stürzten ins Wasser ...«

Hierzu äußerte sie überhaupt nichts. Er wartete auf ihre Antwort und schaute gerade vor sich hin. Plötzlich vernahm er ein kurzes Schluchzen und wandte den Kopf.

»Bitte, weinen Sie nicht mehr«, sagte er gerührt und etwas verlegen, da er dicke Tränen über ihre Backen hinabrinnen sah; »Sie haben schon vorhin geweint, Sie sollten damit einmal aufhören ... Ist es so schlimm? Ich würde Ihnen für mein Leben gern helfen ...«

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Hände zitterten, eine Art von hilflosem Trotz erschien im Ausdruck ihres Mundes.

»Sie können mir nicht helfen«, erklärte sie fröstelnd. »Niemand kann es, jetzt helfe ich mir selbst. Wenn Sie mir durchaus helfen wollen, gehen Sie nun hier fort ...«

»Nein, *dabei* helfe ich Ihnen nicht«, sagte Hans Horner mit Entschiedenheit.

Es entstand eine Pause.

»Lieben Sie unglücklich?« fragte er plötzlich. »Hat Ihr Freund Sie verlassen? Haben Sie sich gegen das Gesetz vergangen? Fehlt Ihnen Geld?«

Er erhielt keine Antwort.

»Entschuldigen Sie, daß ich so direkt zufrage«, fuhr er fort; »aber ich möchte Ihnen helfen und weiß nicht, womit, – und so kann ich Ihnen nur raten statt helfen, wie ich gern würde. Haben Sie zu diesem Schritt nicht immer noch Zeit? Sie sind so jung, Sie sollten jetzt zunächst einmal nach Haus gehen und sich die Sache noch ein paarmal überlegen ...«

»Ich habe ja gar kein Zuhause«, sagte das Mädchen und fing wieder zu weinen an.

»Dann werden Sie heute nacht im Hotel schlafen«, erklärte Horner bestimmt, »und die Begleichung Ihrer Rechnung mir überlassen. Alles weitere findet sich morgen, – im Augenblick nur, soviel werden Sie mir zugeben, ist meine Idee vernünftiger als Ihre Absicht ...«

Seine Festigkeit schien Eindruck auf sie zu machen, die Aussicht auf ein Hotelbett sie zu locken. Sie mochte einen Vorschlag erwartet haben, mit ihm auf sein Zimmer zu gehen, und überrascht sein, einen so andern zu hören.

Sie schlug ein. Unterwegs erzählte sie von ihren Leiden.

Unzweifelhaft hatte das Schicksal es seit längerer Zeit nicht gut mit ihr gemeint; ihre Eltern waren in den letzten Jahren ihres Lebens verarmt, der Vater durch Selbstmord, die Mutter durch Krankheit geendet; sie hatten

ihr durchaus nichts hinterlassen, und nachdem ihr Arbeitgeber, ein Bauunternehmer, wegen einer städtischen Bestechungsaffäre verhaftet und sie arbeitslos geworden war, hatte ihr Freund, ein Maler seines Zeichens, vor etwa zwei Monaten die Tochter seines Mäzens geheiratet. Die unüberwindlichen Hemmungen der geborenen Bürgertochter hatten sie gehindert, sich irgendeinem der früheren Freunde und Bekannten ihrer Eltern, die sich übrigens großenteils schon seit längerem von der Familie abgewandt hatten, oder auch nur einer der städtischen Hilfsstellen anzuvertrauen, in denen eben die gleichen Leute saßen und alles kontrollierten. In den vergangenen Wochen hatte sie nach und nach ihre letzten Habseligkeiten veräußert – bei Händlern des verrufensten Viertels der Stadt, die ihre Lage rasch erfaßt und ihr Spottpreise gezahlt hatten. Schließlich hatte sie die Miete schuldig bleiben und ihr Zimmer räumen müssen.

Die zwölf Stunden seither gab sie an auf Parkbänken verbracht zu haben. Sie war nicht spazierengegangen; sie hatte seit gestern mittag keinen Bissen gegessen.

Es hatte doch aber geregnet?

Sie hatte zum Schutz davor die öffentliche Bibliothek aufsuchen wollen, aber unterwegs kehrt gemacht, um sich den Leuten nicht zu zeigen. Verregnet, verlumpt, wie sie aussah! Man kannte sie dort noch, man kannte sie allenthalben in den Straßen, – der Park allein war jetzt auch tagsüber leer.

So mußte sie sofort etwas Warmes essen und trinken!

Nachts um halb vier? Die Hotelküche war schon geschlossen.

Der Bediente hatte große runde Augen, als er diese Mitteilung machte; er mochte ein merkwürdigeres Paar nie erblickt haben. Hans Horner gab ihm Geld, worauf er nach einer Viertelstunde Brot und Aufschnitt, dazu Glühwein, in die Halle brachte; im Abgehen hatte er noch den gleichen verwunderten Blick. Horner sah ihm nach und war belustigt. Er trank Glühwein und freute sich seines abenteuerlichen Berufs. Dann sah er dem Mädchen zu, das aß und trank und seinen Heißhunger schlecht verhehlte.

Zwischendurch machte sie weitere Mitteilungen. So, daß sie zwanzig Jahre sei und Agnes heiße. Er konnte sich einen passenderen Namen nicht denken, und übrigens, nebenbei, barg er alte Erinnerungen für ihn, – ein Mädchen, mit dem er als Knabe befreundet gewesen, hatte denselben getragen.

Wie lange das wohl her war.

Er war zehn gewesen, sie acht. Die Freundschaft hatte nicht sehr lange gedauert, da er ihr seine Rollschuhe geschenkt hatte. – Seine Rollschuhe? –

Er hatte das Bein gebrochen und sich eine Zeitlang nicht bewegen dürfen, so hatte er sie ihr geschenkt und sie war darauf gefahren. Auch Kurt Kröber war Rollschuhe gefahren, er war ein vorzüglicher Fahrer und erbötig gewesen, Agnes Unterricht zu erteilen, es war ihm ein Vergnügen gewesen, das zu tun, und er hatte es mit Gründlichkeit getan und sie begleitet, – sie hatten gemeinsame, lange Fahrten unternommen, so war das gekommen, es war eine ganz natürliche Geschichte, wie ihm schien.

Eine natürliche Geschichte. Eine traurige Geschichte.

Er versprach ihr frohere und ging. Am Morgen berichtete er Dr. Lassing, der des Lobes voll war und ihm zunächst seine Auslagen zurückerstattete. Horner nahm sie dankend, schien aber zu Lassings Verwunderung hierbei ein gewisses Widerstreben zu überwinden, das dem Anwalt zu denken gab. Er sprach von einer Stellung, die er für das Mädchen in Aussicht hätte, – als Sekretärin, im Büro eines Freundes von ihm, der eine Schuhfabrik betrieb. Horner versprach, sie davon in Kenntnis zu setzen. Er schien glänzend gelaunt und rühmte wiederholt Dr. Lassings zielkräftige Güte. Ließ eine menschlichere Initiative sich ausdenken? Zuletzt hatte er noch eine Bitte.

Er äußerte sie zögernd und ein wenig verlegen. Agnes möge nicht erfahren, daß er ihr in Ausübung von Berufspflichten, gleichsam in amtlicher Eigenschaft, begegnet sei. Er fürchte, es könne sie verletzen, eine Illusion von Schicksalsfügung und besonderem, hochpersönlichem Erlebnis zerstören, die vielleicht mitgeholfen habe, ihren Entschluß gestern zu ändern. Er sagte das mit leiser und schneller, wengleich zu mehreren Malen flüchtig stockender Stimme, und der Menschenfreund nickte dazu und erklärte sich vollständig einverstanden, versprach auch beim Abschied, den Schuhfabrikanten im gleichen Sinne zu verständigen.

Hans Horner verließ ihn, erwarb von einem Händler einen Strauß roter Nelken und begab sich zu Agnes. Schon vorher war er in einem Modegeschäft gewesen, hatte auf Kosten Dr. Lassings einige hübsche und am dringendsten benötigte Kleidungsstücke gekauft und ihr beschleunigt ins Hotel bringen lassen. Nun empfing er die Mitteilung, daß sie auf ihrem Zimmer wäre, ließ sich anmelden, wurde empfangen und fand sie beim Frühstück, das ihr eben gebracht worden war.

Sie war vollkommen verwandelt. Ihr Gesicht erschien voller und frischfarbiger, ihre Haltung selbstbewußter, und sogar der Schnupfen klang vermindert, als sie ihm dankte und seinen Geschmack lobte. Sie trug die neuen Sachen.

»Alles steht mir wunderbar! Und es paßt – es *paßt* sogar«, sagte sie, befestigte eine der Nelken an ihrem Kleid und strich mit einem kindlichen Entzücken an sich hinunter.

Diese Bewegung, ihre Miene dabei, der ganze Ausdruck ihrer frischen und reizenden Persönlichkeit, wirkten nicht weniger unmittelbar und ergreifend auf ihn als gestern ihre Verzweiflung. Er wollte antworten, als er einen Schatten der Sorge ihr Gesicht verdunkeln sah.

»Wenn ich bloß wüßte, was nun werden soll!« sagte sie gepreßt.

Darauf sprach er von der Stellung. Er schürte ihren Jubel, er sprach zu ihr in den nachlässigen Worten eines mächtigen und großen Herrn. Mit der Einbildungskraft, der sanften, zwingenden Überzeugungsgewalt des geborenen Schauspielers, der immer auf einmal ganz falsch und ganz echt ist, steigerte er sich in seine Rolle hinein, glaubte an sie, an sich selber, an die Anmut und Behendheit seines abgewogenen Worts, an seinen Stern, an diese Stunde, scherzte, gab Ratschläge, spielte, was er nicht war, und war nie ganzer, innerlicher gewesen was er spielte. Sie glaubte sich im Märchenland. Er war Prinz und ihr Retter. Die Gute, sie war so jung, er gefiel ihr, es konnte nicht ausbleiben, er sprach von Liebe, sie kannte die Welt nicht, sie küßten sich an diesem Vormittag.

Nachts war er auf seiner Brücke und überdachte die Lage.

Sie hatte sich seiner von der Bühne entsonnen, von ihrem letzten Theaterbesuch, der fast zwei Jahre zurücklag. Er hatte den Hamlet gespielt und durch die unerhörte, mediumhafte Verwandlung seiner Person in seine Rolle Publikum und Kritik gleichermaßen begeistert. Es hatte ihre Träume genährt, sich des Abends zu erinnern, gar nichts dabei hatte sie gefunden, daß er selbst zur Zeit unbeschäftigt war, da das Theater nicht spielte und man Verhandlungen, es wiederzueröffnen, im Gang wußte. Soweit schien alles in Ordnung und Lebensregel, – wie aber, wenn sie von seiner »Stellung« erfuhr? Bei diesem Gedanken, der ihm furchtbar war, erkannte Hans Horner endgültig, daß er sie liebte und verloren sein würde, verlor er sie; wenigstens mit diesem Motiv seiner verwirrenden Beredtsamkeit hatte er heute vormittag die Wahrheit gesprochen.

In der Frühe trat er bei Dr. Lassing ein und bat ihn unter Vorwänden um Entbindung von seinem Amt. Seine eigentlichen Gründe verschwieg er; es war Vereinbarung zwischen Agnes und ihm, daß alles noch geheim bleibe. Der Optimist wunderte sich, machte aber keine Einwendungen; er wußte auch, daß Verhandlungen zwischen der Stadt und einem neugebildeten Fi-

nanzkonsortium, die auf Wiedereröffnung der städtischen Bühne abzielten, nicht schlecht standen, und mochte mit ihnen die Entscheidung des jungen Schauspielers in Zusammenhang bringen. Er bedauerte sie in einfachen Worten, erwähnte anerkennend wieder seine vorgestrige Leistung und bat ihn endlich, nur noch wenige Tage, bis ein Nachfolger gefunden sein werde, im Dienst zu verharren, – eine Bitte, die man nicht gut abschlagen konnte und der Horner unbedenklich entsprach.

Von jenen Verhandlungen wußte er und hoffte auf sie; aber an diesem Tage gingen seine Hoffnungen weiter, denn mit der Mittagspost traf ein Brief seines Agenten ein, worin dieser die Überzeugung aussprach, ihm bald ein Engagement in der Hauptstadt verschaffen zu können. Horner freute sich und dachte an die Rollen, die er spielen wollte; er dachte an Agnes und an das stille, behagliche Gartenhaus, das man in der Umgebung der Hauptstadt bewohnen würde. Doch beschloß er, ihr nichts von der Sache zu erzählen solange sie nicht perfekt war.

Nachmittags trafen sie sich, gingen im Park spazieren und freuten sich seiner falben und rötlichen Farben, des schönen Wetters, der womöglich noch schöneren Zukunft und des gefallenen, sprödtrockenen Laubs, in dessen weichem Überfluß sie geräuschvoll, wie Kinder, zu waten liebten. Der Abend senkte sich, sie aßen in einem guten Restaurant und gingen anschließend ins Kino, worauf sie noch ein Weinlokal aufsuchten; und diesen ganzen Luxus erlaubten sie sich ausnahmsweise, weil sie Zeit für ihn hatten und wenigstens Agnes morgen schon keine mehr haben würde, – sie hatte ihre Stellung bei dem Schuhfabrikanten anzutreten. Das Hotel hatte sie bereits verlassen und sich wieder ein Privatzimmer gemietet.

Als es halb zwölf schlug, wurde Hans Horner unruhig und verlangte die Rechnung.

Sie wunderte sich seiner plötzlichen Eile, sagte aber nichts. Er brachte sie nach Hause. Beim Abschied bemerkte sie:

»Erinnerst du dich unserer ersten zwei Stunden? Du versprachst, mir frohere Geschichten zu erzählen als die mit den Rollschuhen ...!«

Er lächelte und besann sich. Etwas Haltloses, ein Schwimmen, ein Gebannt- und Gezogensein war plötzlich in seinem Blick. Agnes sah es und erschrak. Was waren das für Augen? Sie gingen über und nirgendwohin, starrten und hafteten nicht, strichen über ihr Haar, ihre Ohren und gemach in die Nacht.

Einen Mann liebt ein Mädchen, er entbrennt für sie, er küßt sie, es ist in

einem Badeort, sommers, im Hotel. Da erhält er Nachricht von geschäftlichem Unheil, sieht seine Liebe ohne Zukunft, sich selbst als Bettler, sinnt verzweifelt auf Rettung, aushelfenden Rat. Die Nacht fällt ein, sie tanzen; es ist spät geworden, da trennt man sich; es ist nach drei Uhr morgens, da erwacht sie, hält den Atem an, ein Mann stieg durchs Fenster, sie erkennt staunend den Freund. Was mußte er durchs Fenster, da sie die Tür unverriegelt gelassen? Aber sie rührt sich nicht, wartet. Durch Lidspalten verfolgt sie seinen Schritt. Er sucht nicht sie und sucht doch, nun hat er gefunden, was er suchte, es ist ihr Schmuckkasten, er greift danach, da erblickt er sie und hält ein. Schweiß tritt ihm auf die Stirne, er schaudert, seine Hände zittern, ich werde aufwachen, denkt sie, regt sich schlaftrunken und wacht auf. Sie schaltet Licht ein, ruft seinen Namen, stammelnd antwortet er mit ihrem, ich sah einen Mann einsteigen, sagt er in seiner Verwirrung, durch dein Fenster, und stieg nach. So wollte er hier stehlen, sagt sie erschrocken, aber du kamst ihm dazwischen, das ist toll, es ist herrlich, ich danke dir, mein Freund. Sie erhebt sich, er steht zerrissen, sie geht zur Tür, versucht die Klinke, so ist er zur Tür hinaus, sagt sie; ich weiß doch, ich verriegelte sie vorhin?

Er schwig und holte Atem. Agnes schien zu überlegen. »Eine schöne Geschichte«, sagte sie, »ist sie aber auch wahr?«

»Sie ist wahrer als die Rollschuhgeschichte«, erwiderte er mit Bestimmtheit; »sie ist nur nicht passiert.« Und diesen Satz erläuterte er keineswegs.

Er sagte ihr Zärtlichkeiten, küßte sie lange und kam zu spät in den Dienst: es war beinahe halb ein Uhr, als er die Brücke betrat. Das Wetter hatte sich verschlechtert. In der Tiefe wirbelte und erbrauste der Fluß. Ein kalter Wind blies über ihn hin gegen die Stadt, und im müden Schein des Vollmondes jagten Wolkenkolosse in schwärzlicher Meute.

Wie gut, daß dies aufhört, dachte Hans Horner, den Mantelkragen hochschlagend; und er erinnerte sich aller der Stunden auf der Brücke und wie seine Gedanken sie an Nächtigkeit und trübem Gauklertum manchmal übertroffen hatten. Das Leben aber hatte sich nicht betrügen lassen, sondern seinen Plan gehabt und mit ihm auf der Lauer gelegen, bis es ihn schließlich gestellt und wunderbarlich überwältigt hatte, – betroffen im Allernächtigen und unwiderstehlich übermannt. Es hat Böses mit Gutem vergolten, dachte er in einem Anfall von Frömmigkeit und Zerknirschung; es schuldete mir nichts, nun schulde ich ihm Treue, die will ich, werde ich ihm halten ... Er hatte die erste Patrouille beendet und war im Begriff, sich auf seinen gewohnten Platz zu schwingen.

Der Wind hatte wieder nachgelassen; ein leichter Regen rauschte jetzt über die Brücke hernieder. Plötzlich sah Hans Horner einen Menschen auf dem Mäuerchen sitzen, an etwas entfernter Stelle, die Beine nach außen; er besann sich keine Sekunde und eilte auf ihn zu.

»Das ist ein schlechter Angelplatz«, sagte er mißbilligend; »Sie werden nichts fangen.« – Er war näher herangetreten und faßte den Unbekannten scharf ins Auge.

Es war ein junger Mann, ohne Zweifel mehrere Jahre weniger zählend als Hans Horner, mit scharfen Gesichtszügen, buschigen Brauen und einem kleinen schwarzen Schnurrbart, dessen Form der Erscheinung eines bekannten internationalen Filmschauspielers entlehnt war. Seine Kleidung war sorgfältig; er trug Mantel und Hut. Horner, der neben ihm auf der Mauer Platz nahm, fielen die hellen und scharfblickenden Augen auf, die ihn mit einer Art verzweifelter Keckheit betrachteten.

»Das bedauere ich«, entgegnete er auf die Vorstellungen des Schauspielers; die Stimme besaß Festigkeit, Wohllaut und Prägnanz; »ohne Schwanken würde ich vorziehen von Fischen gefressen zu werden statt von den Lesern unseres hochverehrlichen ›Stadtanzeigers‹ ...«

»Machen Sie keine Dummheiten! Wie alt sind Sie eigentlich?«

Der Mann sagte, daß er dreiundzwanzig sei. Er zeigte sich gesprächig und schien die Tat, die er plante, nicht anders als irgendeine gewöhnliche zu betrachten. Hans Horner stellte auch fest, daß er Anton Engelmann hieß und vor einem Jahr, nach anfänglichem Universitätsstudium in verschiedenen Fächern, das Geschäft seines Vaters, eines Tabakhändlers, sowie eine geringfügige Geldsumme geerbt hatte; seine Mutter war gestorben, als er ein Kind gewesen war. Mit dem Geschäft war es nichts gewesen, Engelmann zufolge hatte es sich in keiner günstigen Lage und Verfassung befunden, er hatte es sanieren lassen oder verkaufen wollen, aber durchaus keinen Interessenten finden können und endlich liquidiert. Als alles glatt gewesen, war ihm eine Summe geblieben, mit der er nichts besseres hatte anzufangen gewußt als sie in einem geheimen Spielklub der Stadt zu riskieren und einzubüßen, was vor einer knappen Stunde geschehen und Anton Grund genug war, von dieser Brücke zu springen. Sein Entschluß war unumstößlich. Er erklärte ihn wenigstens dafür.

Horner versuchte die Umstoßung. Er argumentierte umsichtig, logisch und gesetzt. Wo der Sinn solchen Plans sei, verlangte er zu wissen, seit wann man etwas wegwerfe, weil man etwas anderes verloren habe; worauf En-

gelmann, unbeirrbar, von der ihm gebliebenen Verschlusskapsel einer Füllfeder erzählte, die er kürzlich weggeworfen hatte, nachdem der Halter in Verlust geraten war ... So stritten sie eine Weile; Hans Horner ließ nicht locker. Selbst in des Lebens Schuld, glaubte er nicht besser als durch Wahrung fremden Lebens sie abtragen zu können, und umsomehr, als sein Amt zu Ende ging, durchdrang ihn wieder wie anfangs das Hochgefühl von dessen heiligem Ernst; doch war das weltfroher, weniger asketisch als damals. Es hatte etwas Gönnerhaftes und leicht Luxuriöses, er begab sich ein wenig in die Haltung seines Auftraggebers, und unwillkürlich, aus dem sicheren Bewußtsein der geschehenen und noch bevorstehenden Wendungen seines eigenen Schicksals heraus klangen seine Worte väterlich, geduldig und milde.

Es zeigte sich, daß Engelmann an die Annahme eines Angestelltenpostens gar nicht gedacht hatte und daß ihn, der Selbständigkeit und einigem Wohlstand gewohnt war, die Aussicht auf eine »Haustier«-Existenz auf abstoßende Art langweilte. Dies erschwerte Horners Versuche; nach einer Dreiviertelstunde fruchtloser Beredtsamkeit war er doch nahe daran, Engelmann als hoffnungslosem Fall seinen Willen zu lassen.

In diesem Augenblick schoß ihm ein glänzender Gedanke durch den Kopf. Wieso war er nicht eher darauf gekommen? »Ich werde Ihnen helfen!« sagte er fast feierlich.

»Sie?«

Wieder diese spöttische Stimme! Dieser scharfe, durchdringende Blick! Horner war einigermaßen verletzt.

»Sie können meine eigene Stellung haben«, erklärte er bündig, dies Gefühl überwindend.

Er legte den Kopf zurück und wartete eine Weile. Dann schilderte er seinen Posten. Engelmann staunte und schwieg.

»Man behält Zeit übrig«, sagte er nach einer Weile, in Nachdenken versunken; »das ist angenehm ...«

Er schlug ein. Es sei eine Stellung nach seinem Herzen, versicherte er strahlend, er freue sich auf sie, auch das Gehalt sei nicht übel, bestimmt werde er sich bewähren, den Auftraggeber voll zufriedenstellen ... Horner beorderte ihn, in der Frühe bei Dr. Lassing zu sein; er zog seine Brieftasche und schrieb im Schein einer Brückenlaterne dem Anwalt ein paar Zeilen. »Bringen Sie ihm das«, sagte er und mahnte zur Pünktlichkeit.

Engelmann nickte und steckte es ein. Er dankte Horner und nannte ihn edelmütig. Er wies auf seinen eigenen Charakter, auf dessen Grundverfas-

sung, hin und hieß sie optimistisch, wiederholte, daß dieser Beruf ihm viel Zeit lassen werde, und ging, in seiner unbekümmerten Art, mit wiegenden, fast tänzelnden Schritten. Sie verhallten überm Ufer. Nur das Getöse der Strudel erfüllte wieder die Nacht.

Ob er geeignet ist, dachte Horner, dem plötzlich Unruhe aufstieg.

Früh am Morgen weckte ihn Thomas Gall aus dem Schlaf, sagte, daß er in die Hauptstadt fahre, in seinem Wagen reichlich Platz habe, und lud ihn ein, mitzukommen; abends werde man zurück sein. Horner besann sich nicht lange und sagte ja; er verständigte Agnes durchs Telefon und machte sich fertig. Die Fahrt war angenehm, die Hauptstadt zerstreudend, das Gespräch mit dem Agenten aber enttäuschte; wenigstens für die eben einsetzende Saison wußte er Horner durchaus kein Engagement. Ein paar Tage lang hatte er wohl das Gegenteil geglaubt, ihm daher jenen Brief geschrieben, aber diese Hoffnung war zerschlagen worden und vage was blieb; sprach man in X nicht indessen von Wiedereröffnung? Horner bejahte. In der Tat blieb ihm nur die Aussicht auf das frühere Betätigungsfeld. Er klammerte sich an sie, während er, neben dem steuernden Gall, durch Fichtenwald heimfuhr, er durfte nicht zag werden, sich nicht unterkriegen lassen, das schuldete er dem Leben, das Agnes hieß ... Nachts auf seiner Brücke aber kamen ihm andere Gedanken. Narr, der er gewesen, seine Stellung zu verschenken! Ein Traum, ein Luftgespinnst, war alles was ihm blieb. Wenn die Wiedereröffnung nicht erfolgte, war er verloren, das stand fest, es war beschlossen, Horner sah voraus, daß es so kommen werde. Warum ging er nicht zu Lassing, alles rückgängig machen? Kaum war jener junge Mensch da seinem Amte so gewachsen wie er selber ... Eine andere Lösung ließ sich für jenen vielleicht finden, und für die Schwierigkeit mit Agnes galt ein gleiches, – man konnte ihr von einem *neuen* Posten Hansens sprechen! Jene Wiedereröffnung sei noch nicht gewiß. Dr. Lassing habe plötzlich seinen Gedanken gehabt. Er, Hans, habe sich fürs erste erboten ... Hatte er nicht Erfahrung darin, seit einer gewissen Stunde? – Das ist wunderbar, dachte Horner; wieso bin ich nur nicht früher drauf gekommen? Er begann zu patrouillieren. Wie elend die Zeit schlich! Ungeduldig dachte er an Agnes, ungeduldiger fast an seinen Morgenbesuch. –

Aber als er nach wenigen Stunden Schlafs bei dem Rechtsanwalt eintrat, fand er ihn mitnichten. Dr. Lassing war fortgefahren; er besuchte einen Klienten in einer Nachbarstadt und wollte spät am Nachmittag zurück sein. – Da Agnes in ihrem Büro und Horner übrigens noch reichlich müde war,

ging er heim, legte sich schlafen und erwachte gegen sieben Uhr abends aus einem schweren und sonderbaren Traum, dessen Inhalt ihm indes in keiner Weise geblieben war; den Kopf unter der Brause kühlend entsann er sich einzig, daß jener schwer und sonderbar gewesen war. – Dr. Lassing zu besuchen war es schon zu spät; er kleidete sich an, verließ das Haus und schlug die Richtung auf Agnes' Wohnung ein. Was hatte ihm geträumt, daß sein Kopf davon schmerzte? Er fand es nicht und schritt in sinnendem Zorn, einem leisen und nagenden, hinschwelenden Verdruß, den die Regluft nur unzulänglich dämpfte.

Plötzlich gewahrte er sie auf der anderen Straßenseite, in entgegengesetzter Richtung gehend, und rief ihren Namen; er überschritt den Fahrdamm und winkte mit der Hand. »Zwei Tage«, sagte er, »zwei Tage, daß wir uns nicht gesehen haben ...« Er schloß sie in die Arme und wollte sie küssen, als sie sich losmachte.

»Nicht hier ... nicht vor allen Leuten ...« sagte sie verlegen.

Wie verändert sie war! Vorgestern hatte sie für die Welt keinen Blick gehabt.

»Leute?« erwiderte er und verhielt seinen Ärger. »Ich sehe keine.«

Sie überhörte das. »Wie war es in B...?«

»Es steht günstig«, log er und erzählte etwas von der geplanten Gründung einer neuen Schauspielbühne. Dabei hatte er den Eindruck, der seine Stimme nicht sicherer machte, daß sie ihn zweifelnd und etwas überlegen ansah ...

»Es wäre ja ein Glück für dich ...« antwortete sie; und er wunderte sich abermals, über die Überflüssigkeit dieser gesellschaftlichen Bemerkung, ihren gleichwohl ungewöhnlichen, nämlich sehr unnaiven Tonfall dabei, der einen zweiten und Untersinn zugleich andeutete und verbarg, über ihre ganze unbestimmbare, unbegreifliche Ferne ...

»Wohin gehst du denn?« fragte er beunruhigt. »Ich wollte eben zu dir ...«

»Ich bin eingeladen. Bei Tony Sand.« Diesen Namen hatte er noch nicht gehört; es war eine Freundin von ihr, wie sie hinzufügte. »Es ist eine Damengesellschaft. Eine stehende Einrichtung von Tony, sie veranstaltet sie jedes Vierteljahr ... Ohnehin komme ich zu spät, ich muß gehen, es tut mir sehr leid ...« Sie legte den Kopf zurück und reichte ihm die Hand.

»Morgen müssen wir uns ganz unbedingt sprechen, Agnes, – ausgiebig, hörst du? – unbedingt ...« sagte er, ein Schwanken in der Stimme.

»Ja, das ist wahr. Hole mich vom Büro ab, bitte! Nachmittags um halb

sechs! Wir haben über einiges zu reden ...« Bei den letzten Worten entfernte sie sich bereits.

Er blieb und sah ihr nach. Sie wird sich noch einmal umdrehen, hoffte er und sah sie gleich darauf um eine Hausecke entschwinden. Er stand noch eine Weile, in Betrachtung der leeren, laternenbeschiedenen Stelle. Plötzlich schluckte er hinunter, schüttelte den Kopf und setzte, zögernd, sich gleichfalls in Bewegung.

Was ist geschehen? Etwas muß geschehen sein ... dachte er wie betäubt.

Er sah nicht, wo, warum, wohin er ging. Als er eine halbe Stunde gegangen war, legte ihm jemand die Hand auf die Schulter. Dr. Lassing stand vor ihm. Er ging in ein Wohltätigkeitskonzert und war heiter, optimistisch und wohlwollend.

»Das trifft sich prachtvoll«, sagte er erfreut.

»Ja, ich suchte Sie auch schon, Herr Rechtsanwalt. Ich wollte Ihnen sagen –«

»Daß die Wiedereröffnung eine beschlossene Sache ist? Daß man das alte Ensemble vollzählig beschäftigt wird? Aber das weiß ich, mein Lieber! Meine Gratulation!«

Hans Horner tat einen Schritt rückwärts. Ein Vorhang zerriß, eine Welt von Licht tat sich auf. »Ich weiß gar nichts«, sagte er erregt, »ist das wahr, Herr Doktor Lassing?«

Der Philanthrop nickte. »Es ist auch gut so«, sagte er. »Ich verstand Sie vollkommen, als Sie mir den Dienst kündigten, – er ist schließlich und endlich nichts für Sie. Sie wären noch hamletischer geworden. Ihr Repertoire wäre unverantwortlich einseitig geworden. Wissen Sie, daß Sie mir in letzter Zeit schon etwas grillenfängerisch vorkamen?«

»Ja, das ist wahr, Herr Rechtsanwalt! ›Grillenfängerisch‹ ist ausgezeichnet, es ist das richtige Wort! Eben erst, zum Beispiel, hatte ich eine gefangen ... Ich hoffe übrigens, daß Sie mit dem Ersatzmann zufrieden sein werden ...«

»Herrn Engelmann? Nein, das hat sich nicht machen lassen«, entgegnete Lassing. »Am Abend, ehe er mit Ihrem Brief kam, hatte ich einen anderen Mann gefunden und angestellt. Heute nacht wird er zum erstenmal auf der Brücke wachen, – eben darum suchte ich Sie, ich wollte Ihnen sagen, daß Sie keinen Dienst mehr zu tun brauchen.«

»Und Engelmann?« erkundigte Hans Horner sich mit fröhlicher Neugier.

»Für den haben wir gesorgt. Meinem Freund, dem Schuhfabrikanten, der bereits Ihre Kleine unterbringen konnte, ist vorgestern ein Angestellter gestorben, er brauchte rasch Ersatz, so hat er es mit Engelmann versucht, – seit gestern nachmittag arbeitet er dort und stellt sich für den Anfang, wie ich höre, gar nicht ungeschickt an ...«

Hans Horner war mehrere Schritte zurückgetreten.

»So ...« sagte er, das Pflaster anstarrend. Sein Gesicht war blaß, er spürte seinen Puls aussetzen; ein Bleigewicht der Angst, ahnungsvoll dunkel, beschwerte ihm Herz und Gliedmaßen.

»War ihm die Stellung eines Büromenschen nicht verhaßt?« bemerkte er müßigerweise, ohne den Blick zu heben. Und dabei hatte er die sehr deutliche Empfindung, daß dieser Einwand frucht- und hoffnungslos wäre, ein Hader ohne Heil, ein Protest gegen Faktum und Fatum ... Der Anwalt erwiderte, dies sei der Fall gewesen, er habe es ihm aber ausgedet.

»Er sieht jetzt das Kindische seiner Stellungnahme ein«, setzte er hinzu. »Ein intelligenter, lebenskräftiger junger Mann, das! Er berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, sowohl persönlich als auch vom Menschheitsstandpunkt. Nochmals meinen Glückwunsch, lieber Freund!« – Er verabschiedete sich.

Ich muß noch heute abend mit ihr reden – noch heute abend! dachte Horner und ging weiter.

Er ging schneller, erreichte Agnes' Haustür und blieb wartend vor ihr stehen. Der Abend schritt vor. Er entwölkte sich und wurde windstill und ausgesternt. Als es halb zwölf schlug, war Agnes noch nicht gekommen. Es schlug Mitternacht, da wurde Horner unruhig, verglich seine Uhr und begann mit langen Schritten auf- und abzugehen.

Plötzlich wandte er sich um und sah die Erwartete in Begleitung eines Mannes von der anderen Seite auf die Haustüre zukommen. Er hielt den Atem an, tat einige hastige Schritte vorwärts und zur Seite und stand in einer Türnische, deren Schatten ihn jenen verbarg, ohne sie ihm zu verbergen. Er erkannte Engelmann. Der junge Mensch trug die gleiche Kleidung wie am vorgestrigen Abend. Er sprach, lachte und hatte jenen kecken, durchdringenden Blick. Auch Agnes lachte. Jetzt blieben beide stehen und er nahm ihre Hände. Sie an sich ziehend schloß er sie in die Arme, streichelte ihren Rücken und küßte sie auf den Mund.

Hans Horner verließ die Nische und ging von dannen. Er durchquerte die Anlagen, überschritt einen Platz und stand auf seiner Brücke. Niemand

sonst weilte dort jetzt. In der Tiefe brauste es eintönig und verworren. Die Sterne schienen, und am gegenüberliegenden Brückenkopf sah man den breiten Rücken des wortkargen Polizisten sich gemächlich entfernen.

Er schwang sich auf die Mauer und saß still einige Minuten lang. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, er lachte und wandte sich, Umschau zu halten. Auf der anderen Mauer, ziemlich fern von seinem Platz, saß ein Mann, den er vorher nicht bemerkt hatte. Er hielt eine Pfeife im Mund, hatte ein Bein über das andere geschlagen und schaute bewegungslos gerade vor sich hin.

Wie schlecht! wie ungeeignet! dachte Horner abfällig.

Er wandte die Augen ab. Wind strich über die Brücke. Von einem der Kirchtürme schlug es dröhnend halb eins. Er blickte hinunter, und plötzlich überfiel ihn die Magie des Flusses, sein Geheimnis, sein Warten, seine Ruhe und träumerische Übermacht, diese Reinheit, Gewaltlosigkeit und herrlich schwarze Verheißung, deren sanft lockende Stimme er immer vernommen und immer verstanden, die er bekriegt und übertönt hatte und die ihn nun meinte. Er sah sein Leben vorüberziehen, die Begeisterungen, die Enttäuschungen, Glück, Verzweiflung und Fragwürdigkeit, Hoffnung und Groll, die frühen Wonnen, die späteren Leeren, all die Nage- und Narbspuren der gauklerischen Zeit, – sah seine Rollen, sich selbst in ihnen, die Entzückungen des Geistes, der Glieder, jedes Nervs, sah das Bange, das Heillose, Hin-fällige, Verrückte, die Vollendungen ohne ein Weiter, den Selbstzweifel, den Ruhm, diese ganze chimärenhafte, fiebrig-zweideutige Existenz, die keinen Halt, keinen Frieden fand, der auch die Liebe nur Spiel blieb, die trog und selbst betrogen wurde und mit Scheinhaftigkeit bezahlte, daß sie wirklicher bisweilen als jede »wirkliche« war, – sah das alles mit den Augen eines teil-nahmsvoll Überhobenen, eines jungen etwa, vom Elternhaus fortziehenden, weltgierigen Wanderers, der, da er erstmals die Heimatberge verläßt, auch erstmals ihres Anblicks ganz teilhaftig und bewußt wird, – sah es trauernd und erschrocken und weinte vor Hoffnung. Genug der Lüge, dachte er und horchte auf das Tosen unter seinen Füßen; die Wahrheit sagen ist wenig; sie spielen weniger; es kommt darauf an, sie zu tun! – Er schauderte, vermochte es nicht und saß eine Weile ohne sich zu bewegen. Er schloß die Augen, schob sich auf der Brückenmauer vorwärts, sog, seinen Atem zur Gemessenheit zwingend, den frischen Hauch der Nacht ein und sprang in den Fluß.

Ungedruckt. Entstanden vermutlich (wie ›Hellscherei‹) während Ulrich Sonnemanns Schweizer Emigrationszeit (1934–39).

Glückskran

Feuilleton (1930er Jahre)

In einer großen Anzahl von Hotels, Cafés, Restaurants und Tanzdielen Schweizer und französischer Orte kann man seit einiger Zeit sogenannte Kranautomaten sehen, große, mit Zigarettenetuis, Weckeruhren, Bleistiften, Süßigkeiten und andern hübschen kleinen Dingen gefüllte Glaskasten, in denen ein mit Krallen versehener und von außen auf jede gewünschte Richtung einstellbarer Hebekran hängt, bereit, auf den Einwurf eines Geldstücks hin sich zu dem vom Spieler erwählten Gegenstande herabzulassen und nach ihm zu haschen. Dieser Versuch ist meistens erfolglos, was die Anwesenheit der Apparate erklärt. Teils der Ungeschicklichkeit der Spieler, mehr aber der Glätte der Gegenstände wegen, an denen die Krallen fast regelmäßig abrutschen, kommt es selten vor, daß der Fischzug gelingt; gelingt er, so besteht die Beute fast immer in einem der leichteren und ziemlich geringwertigen Dinge ... Man kann vor diesen Apparaten Leute beobachten, die mit erstaunlicher Geduld immer aufs neue eine Münze in den Schlitz befördern, um alsbald den Gang des Krans mit Andacht und Erwartung zu verfolgen. Nie – oder fast nie – wird man von einem von ihnen einen Laut der Enttäuschung vernehmen, wenn der metallene Arm, nachdem er zwischen Haarkämmen und Salzstreuern einige Sekunden lang ausgeruht, unter leisem und höhnischem Singen des Motors seine völlig leeren oder mit Pfefferminzerbsen spärlich versehenen Fingerchen schließt und sich wieder erhebt ... Einmal nur bin ich Zeuge einer seelischen Explosion geworden. Sie ereignete sich in einem Mann, der in stundenlangen Versuchen, umstanden von nahezu sämtlichen Besuchern des Lokals, schon mehr als zehn Schweizerfranken ohne die mindeste Gegenleistung an den Apparat verloren hatte. Vielleicht, wer weiß, wäre er bereit gewesen, noch weitere zehn zu opfern, denn er explodierte – dies war das Überraschende – nicht, als er zum fünfundfünfzigsten Male leer ausging, sondern als ihm beim sechsundfünfzigsten Male das Spiel etwas eintrug. Es war eine kleine Schachtel Zigaretten einer mir unbekanntem Sorte und sicherlich die teuerste, die er je geraucht hatte, aber er nahm sie mit dem strahlenden Lächeln des Siegers. Während er etwas zurücktrat, um sich eine davon anzustecken, erschien eine junge Dame vor dem Apparat, stellte den Kran auf die Richtung eines niedlichen kleinen Zigarettenetuis ein und warf eine Münze in den Schlitz.

Der Kran begann sich zu senken. Er beeilte sich nicht. Plötzlich schnitt ein Fluch in das Singen des Motors. Während die Zigarette in weitem Bogen in eine Ecke flog, sah man den Mann, der sie zu rauchen versucht hatte, mit bitter verzogenen Mundwinkeln auf den Apparat losstürzen und dessen nicht mit Glas bedeckte Teile im nächsten Augenblick mit den Fäusten bearbeiten, während ein dumpfer, ziemlich gehässiger Laut sich seinen Zähnen entrang. Hatte er, vom Geschmack des Gewinnes entsetzt, jählings und schrecklich erkannt, daß er, indem er versucht hatte, geschickt und beharrlich zu sein, nur sein Geld an ihm unbekannte Männer verloren hatte, in deren Geschäftsplan er nicht mehr als ein Spekulationsobjekt war? Wie dem auch war, er lieferte dem Apparat einige Sekunden lang einen höchst einseitigen Boxkampf, und man darf sagen, daß er auf diese Weise eine Art Gordischen Knoten durchhieb. Der Mechanismus erschrak, wenigstens war dies der allgemeine Eindruck, als der Kran mit ungewöhnlicher Bewegung das gewünschte Etui plötzlich packte und behutsam in die Höhe hob. Man hörte es unten in die Klappschale poltern. Nachdem sie es herausgenommen hatte, wandte sich die junge Dame zu dem boxenden Mann.

»O, vielen herzlichen Dank, mein Herr!« sagte sie mit dem reizendsten Lächeln. Dann kehrte sie zu ihrem Begleiter an den Tisch zurück.

Der Boxer? Er stürzte davon. Wir hörten ihn noch einmal kurz fluchen, – es klang nur ganz leise und unterdrückt, aber unbeschreiblich besorgniserregend, und dann war er weg. Er verließ das Lokal mit dem Gesicht eines Mannes, der entschlossen ist, Selbstmord zu verüben, und noch unschlüssig, wie. Ich habe niemals erfahren, zu welcher Entscheidung er damals gelangte. Ich bin nicht einmal sicher, daß er tot ist. Genauestens aber erinnere ich mich, am nächsten Nachmittag, als ich wieder das Café betrat, den Münzschlitz des Apparates verschlossen und einen Zettel darunter gefunden zu haben:

»Wegen technischer Störung gesperrt.«

Erstdruck in: Neue Zürcher Zeitung 828/1937 (9. Mai), S. 9.

Träume auf Ödholm

Erzählung (1940)

Nachdem Graf Fortunat, letzter derer auf Ödholm, im Irrenhaus gestorben war, blieb das Schloß lange unbewohnt. Die Jahrzehnte breiteten Spinnwebgardinen vor seine klapperigen Fenster und Moder über die Steinfliesen der Halle, in deren gotischem Kamin und aufrechtstehenden Ritterrüstungen Mäuse siedelten. Der Eigentümer, Angehöriger einer überlebenden, des gräflichen Ranges baren Nebenlinie, kümmerte sich fast gar nicht um die Besetzung; eines Tages kam John W. Peeks, derselbe, den die Zeitungen New Yorks den Malzmilchkönig nennen, mit Frau und Tochter im Wagen durch die Gegend, sah Ödholm und erstand es.

Die kleine Felicia, achtzehnjährig, romantisch, mit Botticellihals und vergrüßmeinnichtblauen, äußerst ansprechenden Augen, war begeistert. Man beschloß, ein paar Wochen auf Ödholm zu verbringen und machte sich sofort daran, die Spinnweben aus Zusammenhängen zu reißen, in denen Felicia sie properly venerable fand. – Nach acht Tagen war alles blitzblank, und die Peeks' konnten einziehen. John W. hatte teils streichen, teils tapezieren lassen, neue Möbel, Pferde, Gummibäume angeschafft, Personal engagiert und in der Halle mit dem Kamin einen echten Perserteppich legen lassen, zu dessen faltenloser Ausbreitung man die Rüstungen hatte jede etwas anheben müssen. – Es wurden schöne Wochen. Missis Peeks las sich in ihnen durch mehr als ein Drittel des Romans ›Gone with the wind‹. John W., des Angelns im Schloßteich sich befleißend, erfand einen neuzeitlichen Haken, der elektrisch geladen war und den ihn Schluckenden ein promptes, unmerkliches Ableben verbürgte. Felicia ritt mit Francis Leary, einem Handelsattaché ihres Landes, der auf Ödholm eine Ferienwoche verlebte, ins Moor hinaus und wartete voll Ungeduld auf die Fertigstellung des Tennisplatzes. Eines Vormittags, auf einem Alleinritt von starkem Regen überrascht, suchte sie in der benachbarten, etwa zwei Meilen von Ödholm entfernten Besitzung des Barons Tubbelkerke Zuflucht, lernte ihn kennen und lud ihn ein.

Tubbelkerke, ein alleinstehender Vierziger, der auf der Stelle in Felicia verliebt war, sagte zu und kam zwei Tage darauf zum Nachtessen. Man war zu fünft bei Tisch. Tubbelkerke, der zwischen den Damen saß, aß wenig und wandte von Felicia, die sehr nett mit ihm war, fast die ganze Zeit kein Auge. Das Gespräch, anfangs Ginger Rogers umkreisend, glitt bei dem neuzeitlich entseelten, doch trefflich bereiteten Fisch auf Politisches und ward beim

Braten von Tubbelkerke auf Geister, Gespenster gebracht, deren eines, wie er versicherte, seit alters hier im Schloß residiere. – Die Neuigkeit beschäftigte alle aufs stärkste. Felicia zeigte sich von ihr hell entzückt, ihre Mutter sich besorgt, John W. war vorurteilslos, der Attaché äußerte Skepsis.

»Empfiehl es sich, ein sechstes Gedeck bereitzustellen?« erkundigte er sich ironisch. »Ist es denkbar, daß spirit Ödholm es nicht abschläge, mit uns –«

»Kaum«, erwiderte ruhig der Baron. »Ich weiß nicht, ob seine Tageseinteilung noch die gleiche ist, aber zu Zeiten Graf Balthasars, der der Vater einer meiner Urgroßmütter war, erging das Gespenst sich um diese Stunde stets auf der Treppe. Es enthielt sich dabei des Rasselns, trug seine Ketten gerafft, quietschte nur gelegentlich mit ihnen – wir müssen annehmen, daß es seine Gründe dabei gehabt hat. Stets war es ruhigen Wesens, ein höflicher, diskreter Geist, der seine Funktionen nicht mißbrauchte und bittere Tränen vergossen haben soll, wenn einer der Damen in seinem Anblick das Bewußtsein abhanden kam. – Nur einmal«, fuhr er, leiser werdend, fort, »als es auf der dunklen Treppe mit dem Tablett des Dieners zusammengestoßen war und dieser in seiner Verwirrung den Kopf des Gespenstes mit einsammelte, erschien es, angetan mit einem Nachthemd aus Schilf und Binsen, an der Abendtafel, auf die das Tablett eben niedergesetzt wurde; es nahm seinen Kopf unter den Arm, verneigte sich vor meiner Urgroßmutter, quietschte etwas und ging wieder hinaus.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Francis Leary überlegen und warf einen Blick zu John W. hinüber.

»Auch meine Urgroßmutter soll es unglaublich gefunden haben«, versetzte Tubbelkerke lächelnd. In diesem Augenblick erleuchtete ein Blitz den Saal taghell. Der Donner war scharf und vom Geräusch niederstürzenden Regens gefolgt. »Welch ein Wetter!« sagte Missis Peeks. »Sie sind zu Fuß gekommen?«

»Ich werde nach meinem Wagen telephonieren«, sagte Tubbelkerke; aber als er es nach beendetem Mahl versuchte, erwies sich die Leitung als gestört und tat es dann den ganzen Abend lang. Man saß am Kamin, in dem Missis Peeks ein Feuer hatte schüren lassen und horchte auf das Prasseln des Regens, das Heulen des Sturms, der immer ärger wurde. »Es wird das beste sein, Sie übernachten bei uns«, sagte John W. – So geschah es. Man wünschte sich gute Nacht, Missis Peeks zeigte dem Baron sein Zimmer, dann wurde Ruhe im Schloß.

Aber Tubbelkerke konnte nicht einschlafen. Die ungewohnte Umgebung, das zu reichhaltige Abendessen, der Aufruhr der Elemente, endlich der seines Herzens, das nach Felicia schlug: alles verhinderte ihn daran, und als er anfang, den Schlaf zu suchen, schien es endgültig festzustehen, daß er ihn in dieser Nacht nicht finden werde; er stand auf und verließ leisen Fußes das Gemach. Als er unten durch die Halle ging, schwieg das Unwetter, der Mond brach durch die Wolken, und im kargen Silber, das er spendete, gewahrte Tubbelkerke an der Wand das Porträt des Grafen Balthasar, der auf den Perserteppich mit strengem Ausdruck niederblickte. Tubbelkerke betrachtete ihn eine Weile ... Als er die Treppe wieder hinaufstieg, schlug oben eine Tür; auch glaubte der Baron ein Klirren, von einem Klappern gefolgt, zu vernehmen, und er dachte noch über die Herkunft dieser Geräusche nach, als er, wieder oben, den Gang sich entlang stahl, an dem die Schlafzimmer der Peeks' und sein eigenes lagen. Vor dem der kleinen Felicia blieb er stehen und seine Augen wurden weit. Etwas Hageres wandelte im Mond ... Vor ihm stand das Gespenst.

Es trug das Schilf- und Binsennachthemd, hatte seinen Kopf aufgesetzt und schaute mit traurigem Gesicht auf Tubbelkerke, der mehrere Schritte zurückgewichen war und nicht wußte, wo er seine Hände lassen sollte.

»Bleiben Sie doch!« murmelte der Geist ... »Ich bin froh, endlich mal wieder – – Diese gräßliche Zeit wird mir so lang!« sagte er schmerzlich; »wenn man schlafen könnte ...«

»Warum können Sie nicht schlafen, Graf Kaspar?«

»Oh, ich habe es lange gedurft ... Siebenundachtzig Jahre lang lag ich in mich gerollt im Kettenschloß der siebenten Waffenkammer, und die Manen Konradins, meines durch mich verewigten Bruders, vergönnten mir Urlaub von der schlimmen, schweren Unrast meiner Blutschuld. Plötzlich hupte es ...«

»Es hupte?«

Das Gespenst nickte. Tubbelkerke sah, wie die Knochenhände zitterten. Eine Träne schlug mit dumpfem Klatschen am Boden auf.

»Ich habe beide Augen zugeedrückt«, sagte es mit stiller Stimme, »als sie drunten den Teppich legten, seit sie aber das gelegt haben, was sie die Hochantenne heißen, habe ich keines mehr zumachen können ... Welch ein Teufelswerk! Oh, wir sind Waisenknaben gegen sie ... Überhaupt ... Vorhin, ich spukte ein wenig auf dem Altan, da begegnete mir Mister Peeks, in Hausrock und Pantoffeln seinem Schlafzimmer zustrebend. Ich entschied mich ohne Zögern für die Große Knisterarie, aber Peeks – –«

»Peeks ...?«

»Er gratulierte mir zu meiner Rüstigkeit«, sagte gedämpft das Gespenst, »und bot mir einen Kontrakt an: ich dürfe dableiben, aber ich müsse jeden Tag Malzmilch trinken und mich gelegentlich interviewen, gelegentlich photographieren lassen ...«

»Wie? Sie haben ihn natürlich auf der Stelle –«

»Ich habe beschlossen, auszuwandern«, sagte leise der Geist.

»Um Gottes willen! Wohin?«

»Nach Schottland«, erwiderte Kaspar. »Dieses Land ist die einzige Zuflucht, die unsereinem heutzutage bleibt, – man kann auch anderswohin, gewiß; aber in Schottland bekommt man die Arbeitserlaubnis ... Ich habe einen Verwandten dort, er spukt in einem der Kastelle bei Kinloch Ranoch ... Ich warte nur noch auf das Visum.«

Sie schwiegen. Eine Wolke zog über den Mond.

»Graf Kaspar«, flüsterte Tubbelkerke plötzlich und trat einen Schritt näher. »Ich weiß, Sie sind ein Wissender – ein Seher – ach, und auch mich flieht der Schlaf. Wollen Sie mir eine Frage beantworten, Graf Kaspar?«

»Aber nur eine, Baron – also?«

»Wen heiratet Felicia?«

Das Gespenst schien wenig erstaunt. Es besann sich, wiegte den Kopf, und seine Ketten klirrten leise im Mondgrau.

»Felicia wird den heiraten, der in dieser Nacht das gleiche wie sie träumt«, entgegnete es lächelnd.

»O Gott, und ich schlafe nicht! Was träumt Felicia, Graf Kaspar?«

»Nur eine Frage war Ihnen gestattet ... Aber warum fragen Sie sie nicht selbst?« – Er wies auf die Schlafzimmertür.

»Sie meinen, ich dürfe einfach –«

»Ausnahmsweise ...« Der Geist nickte. – »Der Riegel ist vorgeschoben«, sagte Tubbelkerke, es versuchend. – »Aber der Schlüssel steckt nicht«, erwiderte das Gespenst. »Gehen Sie doch durchs Schlüsselloch!« Zu Tubbelkerkes Verwunderung gelang das ohne Schwierigkeit.

Felicia hatte ihr Nachtischlämpchen angezündet, saß aufrecht im Bett und sah entzückend aus. Der Anblick des Barons schien sie durchaus nicht zu erschrecken. »Haben Sie nicht ein Schlafmittel?« fragte sie, ihm entgegensehend. »Stellen Sie sich vor, mir hat gerade geträumt, ich würde den Mann heiraten, dem heute nacht dasselbe wie mir träumt. Nun ist es aber

bereits vier Uhr durch, und ich träume überhaupt nicht – ich kann nicht wieder einschlafen – ach, es ist ein Jammer ...«

Tubbelkerke schwieg überrascht.

»Wieso denn?« fragte er dann freudig ... »Das ist doch ganz klar: Sie heiraten den, der heute nacht gleichfalls träumt, daß Sie den heiraten werden, der heute nacht das gleiche wie Sie – – Aber ich habe es ja gar nicht geträumt!« rief er erschrocken. »Graf Kaspar persönlich hat es mir verkündet ...«

Seine Erregung war beträchtlich. »Moment mal: *Sie?*« fragte Felicia, die Brauen runzelnd. »Was haben denn Sie mit der ganzen Geschichte zu tun?« – In diesem Augenblick erwachte Tubbelkerke.

Er lag noch im Bett und hatte alles geträumt: den Nachtwandel, die Begegnungen mit Kaspar, mit Felicia ... Plötzlich durchfuhr ihn heller Jubel. Ich habe also auch *das* nur geträumt! dachte er ... Ich habe also doch das-selbe wie Felicia geträumt! – Damit drehte er sich auf die Seite, lächelte glücklich und sank wieder in Schlaf.

Er träumte in dieser Nacht nichts mehr und erhob sich gestärkt bald nach acht. Bei der Erinnerung an seine Erlebnisse verfiel er in Überlegungen. Es ist wahr, dachte er, sich rasierend, die Begegnung mit dem Gespenst habe ich nur geträumt; aber die mit Felicia auch nur, und so habe ich auch dieses geträumt, daß sie geträumt habe, daß sie den, so das gleiche wie sie träume – Dies ist verwirrend, dachte er.

Er machte rascher als gewöhnlich Toilette und war um neun am Frühstückstisch. »Gut geschlafen?« begrüßte ihn Felicia, die schon beim Kaffee saß.

»Ich habe sonderbar und schön geträumt«, sagte der Baron, ihr die Hand küssend. Auch Francis Leary saß schon beim Kaffee.

Er betrachtete Tubbelkerke ... »Wie, Sie auch?« fragte er verwundert. »Ja, das war eine Nacht! Himmel! Haben Sie schon mal so was Merkwürdiges gehört? Mir träumte, ich heirate Felicia ...«

Tubbelkerke schluckte hinunter. »Das ist allerdings sehr merkwürdig ...« murmelte er. Felicia sah errötet auf ihren Teller nieder.

»Nein, wieso?« sagte sie nach einer kleinen Pause; »das Merkwürdige kommt ja erst – denken Sie doch, mir träumte das gleiche!«

Erstdruck in: Zürcher Illustrierte 5/1940 (2. Februar), S. 114. (Erhalten hat sich übrigens auch eine, unveröffentlicht gebliebene, Übersetzung ins Englische:

›Dreams at Oedholm‹.)

Vier Fragmente

(1940er Jahre)

[Ohne Titel]

Novelle

Vorweg: Was die Sicherheit der Entzifferung des hier jetzt mitgeteilten, handschriftlich überlieferten Fragments angeht, ist – beim zunehmend mit ›fliegender Feder‹ Hingeworfenen – von einem ›ganz und gar‹ nicht auszugehen; zugesichert werden kann immerhin, daß, wie der Herausgeber es einschätzt, der Wahrscheinlichkeitsgrad jeweils (dem Sinn nach allemal) hoch genug ist. Aufnahme finden mag das Fragment (wie die folgenden drei) hier als Spur(en) des *anhaltend* zweigleisigen Wegs der Sonnemannschen schriftstellerischen Existenz. Einerseits: daß sein Leben »mit schreibender Tätigkeit« zu tun haben würde, stand, nach des Autors Bekunden, wie bereits zitiert, »früh fest«. Andererseits wurde ja gerade »die belletristische Seite dieser Intentionen in den Studienjahren deutlicher« – siehe das hier bereits Eingerückte respektive Schriften 1.

I Der Maler Eugen Mohanner, ein dreiunddreißigjähriger, seinem Charakter nach vieldeutiger, zur Zeit wohl bedürftiger Mensch, hatte den ersten Abschnitt einer Frühsommerreise, die ihn von seinem Wohnsitz in der westlichen Umgegend Berlins nach einem Höhenkurort des badischen Schwarzwaldes führen sollte, ohne Zwischenfälle zurückgelegt, als ein geringfügiges Ereignis seinen Plan völlig umstürzte. Er war, den Zug zu wechseln, und mit der Absicht der einmaligen Übernachtung, in Freiburg ausgestiegen, einer Stadt, die er liebte und seit seinen Universitätsjahren kannte; denn er hatte, ehe er sich völlig seinem Berufe ergab, Philosophie, auch Kunstgeschichte, und noch sonst einiges dort studiert. Nichts ist sonderbarer als das Alltägliche von einst, und zumal wenn die Zwischenzeit es milderer Wandlung unterwarf als uns selbst, ist das Wiedersehen mit ihm von einem gedämpft eindringlichen Pathos: Spiegel und Prüfstein dem innehaltenden Bewußtsein und zu Rechenschaft und männlicher Besinnung es ernüchternd. Hier hatte Mohanner ein Mädchen namens Gertrud umarmt. In jenem Wirtsgarten dort sich gänzlich dem Glottertäler ergeben. In jenem, dem Ort der Freizeit, hatte er den Freunden aus Goethes Gedichten ›Wanderers Nachtlied‹, die ›Marienbader Elegie‹, den ›Prometheus‹ deklamiert ... Er erkannte gerührt die schnellfließenden Straßenkanälchen wieder, grüßte mit stummem

Kopfnicken das nachmittäglich belebte Martinstor und durchschritt es voll Rührung, worauf er mit ebensolcher sich eine Zeitlang in und vor dem Münster verweilte. Endlich, im gedämpften Licht einer wunderschönen Tagesneige, begann er den wohlbekanntem Weg zum »Dattler« hinanzusteigen, zufriedenen Herzens, das unter einem wohlgefüllten Zigarrenetui, einer mindestens leidlich versehenen Briefftasche schlug, und indem er öfters stehen blieb, wo ein unbewaldeter Wegvorsprung den Blick über Tal, Stadt und Münster bis zum Affental und Vogesenkamme freigab.

Von reizbarer und unberechenbarer Verfassung, Eindrücken der Sinne und des Gedankens in bedeutendem Grade unterworfen und imstande, auch auf den leisesten unter ihnen mit gänzlichem Wandel in Stimmung und Befinden zu antworten, nahm er mit seinem derzeitigen Zustand die Ergebnisse des von Dr. Rosenfeld, seinem Hausarzt, verschriebenen Ferienaufenthaltes, schon bei dessen Antritt fast vollkommen voraus, und würde mit seinem Zustand jeden erstaunt haben, der ihn vor drei Tagen in seinem Atelier daheim bleichwangig und düster, verwilderten Haares erblickt hätte ... Nicht weniger als den völligen Zusammenbruch seiner Schaffenskraft hatte er nämlich – wie schon des öfteren – besorgt; und während er, dem Wahren und Anständigen innerlichst verschworen, auf bürgerliche Erscheinung hielt, alles Schlapphutwesen als plakathaft, ja, kitschig, verabscheute und es immer noch »persönlicher« fand, gar nicht aufzufallen als auf zünftlerische Weise: so nahm doch in eben jenen Stadien eines fruchtlos verzweifelten Selbsthaders sein Äußeres leicht und gegen seinen Willen bohémehafte Züge an. Ein Blick in den Spiegel war es denn auch gewesen, was ihn zu dieser etwas vorzeitigen Feriensommerfahrt letztlich vermocht hatte, – mehr als Dr. Rosenfelds Autorität, hatte diese auch bei der Bestimmung des Reiseziels den Ausschlag gegeben.

Eugen Mohanner war von mittlerer Statur, schlank, dunkelhaarig und von bläblicher, wenig durchbluteter Haut, hatte schlanke, aber ziemlich starkknochige Hände, ergrauende Schläfen und auffallend große braune Augen, die weit auseinanderstanden und zwischen denen, unter dem wohlgefügteten Gewölbe der Stirn, eine gerade, große und hahnartig verbreiterte Nase wurzelte. Während die obere Hälfte des Gesichtes Geist und Energie ausdrückte, war die Mundpartie bei angenehmen Zügen etwas weich und unbestimmt, fast weiblich, geraten und derart verschiedener Ausdrucksformen fähig, daß ihre Skala den Spielraum des individuell Üblichen durchaus überschritt. Er konnte auf verschiedene Menschen, in verschiedenen Lebensla-

gen, verschiedenen Phasen seiner Stimmungs- und Daseinskurve, so äußerst verschieden wirken, daß seine Identität manchmal auf verwirrende Weise in Frage gestellt schien, – er selbst kannte Stunden, da nur ein Blick auf den vollendeten Teil seines malerischen Werkes ihn ihrer versicherte, und seine Jugend war voll gewesen von Erlebnissen fremder Ströme und Kräfte und übersinnlicher Kundgebungen seines unberechenbaren Selbst.

Er hatte es nicht wahrhaben wollen, hatte das »Meckernde« in sich ignoriert und verleugnet und in einem strengeren Sinn wohl selbst unanständig gefunden – während er doch sehr genau die Quelle kannte, woraus seinem Kunstschaffen Kraft und Lebendigkeit zuströmten. Daß der Zustrom ein stetiger, ein Andrängen und Überformen sei, von Selbstzweifeln frei und unbelastet von Angst und schwermutvoller Ohnmacht, – das war Irrtum und Illusion, eine Wunschvorstellung begeisterter Kritiker, die freilich entschuldigte, daß sie selbst zu des Künstlers angestrebten Wirkungen zählte; denn er kannte seine Schwächen und war gesinnt und getrieben, eine symbolische Rechtfertigung seines Wesens in Leistungen zu suchen, die seiner fragwürdigen Konstitution eigentlich nicht zuzustehen schienen und umso erstaunlicher waren, als etwas Äußerstes und Letztes sich in ihnen vollendete ... Sein Werk, an allen Strebungen und stilwirkenden Haltungen teilhabend, deren widerspruchsvolle Vielfalt seine Generation und das Zeitalter bezeichnete, war doch keiner von ihnen verpflichtet, und es war unmöglich, ihn »einzuordnen«, ihn irgendeinem »Ismus« zuzuzählen, und doch war er kein »Eklektiker«, und doch gab es niemanden, der widerstrebende Elemente in Gegenstand und Form unlöslich-persönlicher zusammengezwungen hätte als ihn. Er war seiner Natur ergebener Diener, – er war ihr Herr gewesen, wann immer er den Pinsel aus der Hand legte; schuf »spontan« bis zum Absurden; und unterwarf doch dem Filter und Feilgerät hundertfacher Reflektion jeden Eindruck und Impuls, der seiner Hand befehlen wollte. Er hatte Paris, die Schule des Impressionismus, den wandelnden Einfluß Hodlers und Gauguins, den reinigenden, farbaufhellenden eines Aufenthalts in griechischem Lichte und endlich den von Florenz erfahren, – und keine dieser Landschaften und Seelenmächte hatte ihn spurenlos aus ihrem Bann entlassen, und in keines Bann war er, hingerissen-süchtig, verharret; denn obschon willensschwach und genüßlerisch von Wesen, war seine Begierde nach Selbstverwirklichung heftiger gewesen als alle Hingabe an Fremdes. Der Ruhm indessen, so augenscheinlich auch auf ihn des Malers Weg gerichtet war, erwies sich als fade, allen Reizes entleert, in je-

dem Augenblick seiner Gewinnung; und er, Eugen Mohanner, der im Leben von jeher gemacht hatte, was ihm gefiel, hätte darum nun nichts leichter zu sagen gewußt, was er eigentlich wollte ...

Man rühmte die traumhafte Einfachheit seiner Landschaften, fand sich verwirrt, erschüttert, von der Lebendigkeit der Portraits und verzaubert von der geistreichen Verwendungsart gewisser Farben, – des Grau etwa, in dessen Verbindung und gegenseitiger Abstufung mit einigen Rottönen Mohanner unübertroffen war und das mehr als irgendetwas seinen jüngsten Holzfiguren die Gemessenheit und noble Kühle verlieh, von der bei Gelegenheit seiner letztjährigen Münchener Herbstausstellung alle Kritiker geschwärmt hatten. Einem begüterten Fabrikanten vom Niederrhein 1878 geboren, Sproß des Bürgertums an der Schwelle seiner Krisen- und Spätzeit, hatte er, der, bei kräftigen Organen nervösen Verstimmungen, irreführenden Beeinträchtigungen seiner Arbeitskraft, selbst aufs äußerste ausgesetzt war, früh schon ein eigentümliches Verhältnis der Haßliebe und streitbaren Vertrautheit zu jenem Geist der Auflösung entwickelt, der, durch und gegen ihn herrschend, er selbst war und das ihm äußerst Bedrohliche, sein eigentliches Schicksalsthema ausmachte, – und dem doch sogar jener marmorne Formwille noch entstammte, der so leidenschaftlich zuchtvoll in seinem neueren Werk vorherrschte. Das mag auf Unverständnis treffen, – bot er nicht hoheitsvoll Halt allem Verfall, dieser Wille? War er nicht jedes Barocken, selbstzerstörerisch in der Einzelheit Wuchernden, Feind? Und doch war auch er nur ein letzter, äußerster Gedanke eben der Auflösung – es gab keinen Grund für ihn als den ihrer Selbstbeschwörung, und keine für diese als den herrlich-schwelgerischen Vorgenuß des *Werkes* – des beruhigten, sich vordergründig selbst genügenden, das, pereat mundus, noch zustandekommen möchte ...

Er kannte sich, dieser Künstler, – kannte er sich am Ende ein wenig zu gut? Er, der das Vorfeld des Elementaren, der davor glühendheiße Nähe bewahrte, der in einem Zug es abwehren und bildend von ihm zeugen mußte, war in seinem Bann zu wahrhaftig geworden, um sich ernstlich darüber täuschen zu können, wie es eigentlich um ihn stand – gewiß, es gab Zeiten, da er zu glücklich war, seinem Glück lange nachzufragen, Zeiten des Schaffens und der weltkräftigen Inspiration – andere aber, da er, unbesonnen, unbedrängt, den Dingen auf den Grund sah und gleich dem Jüngling von Sais vor ihrem Bild verzweifelt schauderte. Er wußte, wie hoffnungslos verödet, von Schöpfungsfieber ausgebrannt, der jahrelange Kampf mit

seinem Dämonsengel ihn zurückgelassen, wie weit von allem Harmlosen, Menschlich-Mittlerem es ihn entfernt hatte – war irgendwer einsamer, gänzlicher auf sich gestellt? Wohl, die Mitwelt feierte ihn, ihn umgaben Bewunderer und Freunde – Freunde? Er hatte zu viele, und unter ihnen keinen Freund, da er keinen hatte, dem er sich anvertrauen und eröffnen und vor den er sich ohne Maske hätte begeben können, die sie unentwegt statt seiner verehrten – die des Unbeschwerten und geborenen Götterlieblings, die aus schwer bestimmbaren Ursachen seinen hauptsächlichen Aspekt für die Zeitgenossen abgab und die er schamhaft oder müde genug war, ihrer Einfachheit zu vergönnen.

Er hatte niemand. Seine Eltern waren tot. Ein Bruder lebte in Dresden. Eine Schwester verheiratet in Nordamerika. Eine zweite, minderjährige Schwester, in beginnendem Backfischalter, wurde in einem Pensionat der Westschweiz erzogen. Manchmal besuchte er sie. Manchmal sah er den Bruder. Wenig verband die beiden ... Er hatte niemand.

Niemand: seit der Geliebten, seit Lena von Hofgauers Tod ... Fast drei Jahre waren seit damals verflossen, und er wagte nicht auszudenken, wie in dieser Zeit sein Dasein verarmt war, da er, unbereit, die stumme Peremptorik des Ereignisses in seinem Herzen anzuerkennen, sich ganz auf seine Kunst zurückgezogen hatte: alle Glut seines Wesens nur ihr allein zuleitend und nur in ihr sich noch entwickelnd, da der Kalender seines Herzens noch immer auf den siebenten September, Neunzehnhundertundacht, wies ... Er dachte daran, während er im schrägen Strahl der Abendsonne seinem Ziel langsam näherkam, und umso mehr, als dem Blick über die gesegnete Stadt und Landschaft zu seinen Füßen der schöne Abend Farben von unendlicher Zartheit und Süße verlieh, fühlte er sich ausgeschlossen davon und unbereit so namenloser Anmut; ja, ein Verdacht, ein schlimmer, schwerer und sonderbarer Gedanke, als wäre seine ganze hohe Kunst nur boshafter Betrug von der Seite eines übermächtigen Gauklergottes und zu nichts als seiner eigenen, Mohanners, langsamen Zerstörung durch das Mittel fortgesetzter Selbsttäuschungen bestimmt, gewann erstmals in seinem Leben Raum in ihm. Zufriedenen Herzens hatte er den Weg angetreten; nun, in einer jener jähen Verwandlungen, die er zu wohl kannte, schlugen Schmerz und unaussprechliche Trauer es ins Bodenlose nieder, und wie ein Gezeichneter senkte er die Stirn vor der Erscheinung des Sonnenballs, der sinkend und sein Gold über den bläulich schimmernden Vogesenwald ausgießend, dessen lang ausschwingenden Saum eben in diesem Augenblick berührte.

Eugen Mohanner beschleunigte seinen Schritt; er fühlte sich hintergangen und verloren, aufs äußerste mutlos, und fragte sich verzweifelt, wie er diese Reise, wie das Leben überhaupt, unter solchen Umständen denn fortsetzen könne; er hatte sich lange nicht so unglücklich befunden. Indessen, so düstern Sinns er seinem Ziele immer auch zustrebte, so war das Wiedersehen mit dem gleich darauf erreichten doch stärkend genug, seiner Schwermut Widerpart zu bieten, – sodaß er erst recht und endgültig aus dem Gleichgewicht geriet und erregt, verwirrt, mit widerstreitenden Empfindungen im »Dattler« anlangte.

Es war ein viertel nach sieben, als er die Stelle des Aussichtsplatzes betrat und die Terrasse schon von Gästegruppen belebt fand, die auf ihren Fensterplätzen das Abendessen erwarteten. Trinkend, plaudernd, vom Weine belebt, ließen sie es sich recht sein und beobachteten das Sinken der Sonne, des ersten Lichtes in der Schattentiefe des Tals. Endlich erhob sich aus ihrer Mitte ein schwarzbärtiger, sehr hochgewachsener Mann, dessen Augen durch schwimmenden Ausdruck merkwürdig waren und dessen Antlitz etwas zu bleich erschien. Er war mittleren Alters und sehr gut gekleidet. Die Nase war zu platt; als einziges Merkmal verband sie ihn mit Sokrates. Seinen Begleitern ein Wort der Erklärung zuwerfend, kam er vom Stuhl hoch, winkte mit der Rechten und schritt mit entschiedener Bewegung auf den Ankömmling zu.

»Lorenz, Sie?« sagte Mohanner überrascht und erfreut. »Wie in aller Welt kommen denn Sie hierher?«

II Lorenz Kaysler nahm ihn beim Arm, führte ihn seinen Begleitern zu und stellte vor. Er war in Gesellschaft eines jungen Paares, das Mohanner neugierig betrachtete und einstimmig bekundete, mit seinem Werk vertraut zu sein.

Der Mann

... an dieser Stelle bricht die Niederschrift ab; eine zugehörige Seite scheint noch – schließlich freilich ganz und gar unentzifferbar – den (weiteren) Verlauf zu skizzieren.

Die Datierung ergibt sich nicht zuletzt aus der Verwendung eines Blocks amerikanischer Herkunft. Daß Eugen Mohanner im übrigen – wie Ulrich Sonnemann anno 1945 – dreiunddreißig Jahre alt ist, mag – was auch immer bedeuten ...

Erhalten haben sich aus nämlichem Jahrzehnt, gleichfalls handschriftlich (und zunehmend schwer bis kaum noch zu entziffern), die Anfänge (mindestens) einer weiteren Erzählung, eines Romans und eines (englischsprachigen) Kinderbuchs. Die Anfänge der Anfänge seien hier eingerückt (und damit womöglich der weiterführenden Phantasie des Lesers überlassen).

[Ohne Titel]

Erzählung

Das Rauschen schwoll. Das Ufer war ganz nahe. Eine Glocke läutete. Andreas wachte auf. Einen Augenblick war es ihm, als müsse er sich dieses Aufwachens erwehren, das Ufer noch gewinnen, festhalten, was schon ins Ungestaltete dämmernd zurückfloh: nahm es nicht mit, was sein gewesen wäre, ja, eins mit ihm, ohne die Glocke, unverzüglich hatte werden wollen? So griff er danach und verlor es gänzlicher. Seine Schläfen brausten. Er richtete sich auf. Wie nach jähen und tiefen Verwunderungen es ist, als müsse der Organismus, da er dem Klagechor der Nerven ein Zeichen gibt, seine Verluste überblicken und sich sammeln zur Antwort, ging dumpfe Betäubung einem Schmerz in ihm voran, wie er ihn schriller nie verspürt zu haben meinte. Habe ich es nicht eben noch gefühlt? dachte er erschauernd. Wie, wenn es noch einmal käme? – Sich zurücklegend schloß er wieder die Augen. Sie waren ihm schlafschwer, nächtig-naß, er breitete die Hände über sie, er kreiste noch vor ihnen: wirbelnd, in düsterem Purpur.

Das Fragment bringt es auf insgesamt 35 Seiten, ohne daß mit Sicherheit zu sagen wäre, sie alle hätten nur die *eine* Erzählung im Sinn ...

Angst im doppelten Sinne grundlos

Something for Novel

Juan Maria Fernandes Jimandnoz, Präsident der Republik, erhob sich vom Bett, fuhr in seine Hausschuhe, kehrte nach ein paar schlaftrunkenen Schritten zu seinem Ausgangspunkt zurück und hatte eben den Klingelknopf gedrückt, als ihm deutlich wurde, daß er damit besser noch gewartet hätte. Ein Bedürfnis nach Ruhe, innerer Sammlung, ergriff ihn. Er fühlte

Angst, die ihren Grund nicht nannte, ein lähmendes und fatales, längst böserartiges Gefühl, das ihn bewog, sich auf die Bettkante zu setzen und immerfort in eine Ecke des Zimmers zu starren – eine zufällige und ganz gleichgültige Ecke, ungeeignet, die dunkle Angst in seinen Augen zu erklären. Sein Traum kehrte ihm zurück und verstärkte das schale und bittere Brennen in seiner Mundhöhle; er sah die halbdunkle, hohe, von Menschen, die niedrig saßen, undeutlich und im Halbkreis bevölkerte Halle, und während er vergebens sich mühte, die einzelnen Gesichter zu erkennen, steigerte sich die Angst in ihm zu sinnlosem, katastrophalem höchstem Entsetzen ... So starrte, so saß er, als der Diener an die Tür klopfte.

»Nein! Nein, Emilio! Geh weg!« rief der Präsident und stand auf. Dabei ballte er die Fäuste und nahm überhaupt eine Haltung an, als müsse er sich jeden Augenblick zur Wehr setzen. Die Schritte des Burschen verhallten auf dem Flur; es war still wie es gewesen, aber Juan Marias Herz pochte gewaltig, polarisierte die äußere Ruhe, schuf sie ihm zur Quelle qualvollster Beunruhigung um ... Die Empfindung, auf heilloser, unglaublicher Weise verloren zu sein, bemächtigte sich ihm.

»Ich hätte Emilio nicht zurückschicken sollen«, dachte er und begann mit großen Schritten in seinem Schlafzimmer auf und abzuwandern; zu seinem eigenen Erstaunen brachte er es nicht über sich, noch einmal zu schellen.

»Ich bin der Präsident«, sagte er plötzlich laut, blieb an seinem Nachtschisch stehen und schellte doch. Schneller als das erstmal war Emilio zur Stelle. Die feuchte Hitze, die während der Nacht ungenügende Kühlung erfahren hatte, rief einen Zustand wach, den er kannte und fürchtete, seit er dem nervösen Kollaps vor zwei Jahren unmittelbar vorausgegangen war. Doch die Erfrischung seitens der Brause hielt nicht vor, und während der Diener den Präsidenten rasierte, hatte er ihm wiederholt die Stirn mit einem feuchten Tuch zu wischen.

»Sag etwas, Emilio«, begann Juan Maria mit einemmal. »Sei nicht so korrekt, scheu und unauffällig – das ist ja nicht mehr zum Aushalten! Du bist kein lustiger Mann – das ist erwiesen. Ob du auch ein Mensch, aber was sonst, bist, läßt sich dagegen nicht sagen, es fehlen nur alle Anhaltspunkte dafür ... Hast du schon ein Mädchen?«

»Ja, Exzellenz.«

»So erzähle von ihr! Erzähle überhaupt! Erzähle von der Welt draußen, vom Volk, und was es redet ... Erzähle zum Beispiel, was es über mich redet – das Volk! Nicht viel Gutes, wie? Es sollte mich nicht wundern, Kleiner, ...

Insgesamt gerade mal 22 (teils auf Manuskriptblätter des New Yorker »Graphology Center« geschriebene) Seiten kamen für diesen ersten Roman-Entwurf zusammen ...

The Little III Conquers the World

On April 1st, 1948, the inhabitants of Naples, Oklahoma, had the strangest experience not only in the history of their town – which would seem to be of more limited significance – but also of Oklahoma, the United States, the western hemisphere, and the Earth.

It all started before dawn when Mr. Clifford H. Rottenham, grocer, woke up from a deafening rumble in the store underneath his bedroom. Sitting up and rubbing his eyes in a hasty attempt at orienting himself in time and space, he was helped in it by a familiar and moderately brutal voice which emitted:

»The herrings. Aren't you a liar?«

The utterance, peremptory and sealing as any from that quarter, was punctuated by an energetic half-hum expressing Mrs. Rottenham's determined intent to continue sleeping. Slipping into his shoes, her husband gloomily remembered his last action of the evening before: working in his store he had carried an open barrel full of pickled herrings to the top stair of a ladder, endeavoring to place it in a small refrigerating chamber accessible through a trap door – when, unfortunately, that door had turned out to be jammed. Seeing all his efforts in pulling it open frustrated, Mr. Rottenham, already tired from a hard day's work, had decided to adjourn the matter: he had left the barrel on top of the ladder and gone to bed. Before closing his eyes, he had heard his wife say:

»At least I hope you've put Felix outdoors, have you?«

And Mr. Rottenham, although having forgotten all about the cat, had answered in the affirmative.

The worst thing, he pondered while descending the stairway, would with certainty be the smell, expectedly arising from all over the floor. How mournful and curable this was: Mr. Rottenham, his mind thumbing through a scanty pile of unpleasant memories, could not discover any precedent.

He entered the store, stared at the disaster he so vividly had foreknown, and, in the midst of it, perceived Felix, sitting quietly and eating herrings. Enraged, Mr. Rottenham was about to dash forward when sud-

denly, struck by a sensation, at once petrifying and puzzling, he stopped and snuffled ...

This was *not* herrings. Mr. Rottenham, opposed to supernatural occurrences in his grocery even more than to natural mishaps, warmly decreed to his nostrils what it was. It appeared that they just did not care. They defied all the indignant authoritarianism Mr. Rottenham's Ego, at this hour of the morning, could master. They held, and insisted in it, what it was ...

Roses: impossible!

And yet, there was not a shadow of a doubt that it *was* roses – bushes of roses, thousands of them, a highly rose-specialized hothouse or flower-shop – what, on the morning of April 1st, 1948, Mr. Clifford H. Rottenham, grocer, upon entering his store in Naples, Oklahoma, distinctly smelled or thought himself to do so. Certainly, he tried to correct the impression. Certainly, he grabbed his nose, shaking it scornfully. It continued to announce »roses«.

Das die (in Reinschrift überlieferten) ersten vier der insgesamt 67 erhalten gebliebenen Seiten, bietend den Anfang von Kapitel I, überschrieben mit »Prelude in Oklahoma« – ausnahmsweise hier einzig im englischen Original ...

Die Dickichte und die Zeichen

Roman (1963)

1

Der Regen ließ nach: mit dem Himmel riß die letzte Verbindung. Zeternd stiegen Vögel. Maschau blickte starr geradeaus. Seine Beklemmung wurde schwerer, sie zwängte wie eine Schlucht, in die im März das Schmelzwasser einschießt, das Leben in ihm ein, und mit scharfem, strudelndem Kochen, während er gar nichts mehr sah außer der Straße, die grau vor ihm hinflou, weckte der heiße Tumult vor nicht langer Zeit Erfahrenes aus dem Schlaf, den Spaziergang vor fünf Wochen, den letzten, über den Avallonner Weinbergen hin, in einer Sonne, die zu gelb gewesen. Er hatte sich noch Illusionen gemacht.

»Es ist ja noch gar nichts entschieden«, hatte er zu von Blanneck gesagt.

Aber der Oberst hatte den Kopf geschüttelt und geantwortet:

»Es ist alles entschieden, denn Stauffenberg ist verhaftet. Nach einer anderen Meldung schon tot. Diese Unternehmung mißglückt. Sie ist jetzt schon, während wir hier reden, verloren, und kein Vorbild für die Nachgeborenen wird sie sein, sondern ein unaufhörlicher nagender Vorwurf an sie, es dann immer noch nicht besser gemacht zu haben als wir, die es schlecht machten.«

Er hatte das nicht zugeben wollen.

»Wenn der Feind ihm entschlüpft ist«, hatte er, während sie weitergingen, bemerkt, »fällt der Mensch über sich selbst her, und dieser Fall scheint jetzt der Ihre, Herr Oberst. Bestimmt sich der Wert einer Sache nach ihrem Erfolg in der Welt?« »Nein; sondern umgekehrt«, hatte von Blanneck entgegnet, »bestimmt sich der Erfolg einer so hochgespannten, hochfliegenden Sache, daß eine Welt von ihr abhängen soll, nach ihrem Wert.«

»Wonach sie also gar keinen gehabt hätte.«

»Non sequitur. Der, den sie immer noch bewähren kann, wird diese Beunruhigung der Künftigen sein. Sie ist ja nicht schlecht gewesen; im Vergleich mit der des Widersachers war sie gut. Aber doch nicht entschieden und also auch nicht gut genug im Verhältnis zur Entschiedenheit seines Schlechtseins, und darauf wäre es angekommen; wozu sich darüber was vormachen? Wir zögerten erst zu lange und verloren dann zu früh die Geduld, sogen statt der Luft, in der die Idee liegt, die morgen die Welt tragen will, den Duft der Ideologien ein, die ungelüftet jetzt nur noch herum-

liegen; und wo ein geleerter Pistolenlauf gern vielleicht am Ende geraucht hätte, beugten wir uns dem Zeitalter der Aktentaschen, dessen Blüte bevorsteht. Wollen Sie mir versprechen, Maschau, in Ihrer persönlichen Zukunft, wenn Ihnen eine beschieden sein sollte, ohne Aktentaschen zu leben?« Et was leichtsinnig, da er Jurist war, hatte der Oberleutnant dies Versprechen erteilt. Er gedachte es zu halten, konnte sich aber noch nicht vorstellen, wie.

Das Gespräch war dann versiegt und der Spaziergang zu Ende gegangen. Verabredet geblieben war ein Besuch Maschaus bei dem Obersten am zweiten Morgen darauf. Aber bevor es dazu kam, war überraschend und sehr ungewöhnlicherweise, als Maschau gerade das Haus verließ, von Blanneck bei ihm erschienen. »Überwachungen«, hatte er gesagt, »sind mir unliebsam, ich bin lieber hergekommen.« »Sie meinen Ihren Adjutanten, Herr Oberst?« »Oberleutnant Mimmeling«, hatte der Oberst bestätigt, »nimmt übel, substantiviert das Genommene und teilt es aus. Zur Geheimen Staatspolizei verhält er sich wie Scherge zu Schurke. Etwas sehr Dringendes führt mich zu Ihnen. Wo können wir reden?« Maschau hatte vorgeschlagen, auf sein Zimmer zu gehen, der Oberst es plötzlich aber vorgezogen, ihn zu einer Wagenfahrt einzuladen. Draußen könnten sie dann wieder spazierengehen: man zwingt den Geist nicht besser zur Ruhe als durch Bewegung der Beine. Während der Fahrt waren sie auf Mimmeling zurückgekommen, von dem der Oberst gesagt hatte, er sei ihm von oben oktroyiert worden. »Seitdem unten oben ist«, hatte er erklärt, »breitet sich diese Form des Aufstiegs auch im Heer aus. Kennen Sie ihn denn näher?« »Nein«, hatte Maschau erwidert, »und ich glaube auch, den kennen wir alle nur sehr wenig – Herr Oberst hätten vorsichtiger sein sollen.« »Es gibt Lagen«, war von Blannecks Antwort gewesen, »wo die beiden Selbsterhaltungstrieb des Menschen miteinander ins Gefecht kommen. Aus diesem gibt es keinen Rückzug.« »Es gibt aber Vereinigung und gemeinsamen Angriff, Herr Oberst!« »Nur bedingungslose Unterwerfung des einen, Maschau! Keine Beschönigungen, bitte – Vereinigung hier wäre der reine Kompromiß.« »Die Idee der bedingungslosen Unterwerfung«, hatte Maschau geantwortet, »spukt in uns allen, sie übt, ganz gleich wer sich im Augenblick ihrer bedient, eine erniedrigende Faszination auf uns aus und beweist damit, daß sie auf den Kehricht gehört. Entschuldigen Herr Oberst, daß ich so frei rede; aber das strategische Denken des Zeitalters kreist um diese Vorstellung, und so ist sie der Feind, der die vermeintlichen Feinde als lärmende Marionetten gegeneinander schiebt. Lassen Sie sich von deren Truggefech-

ten täuschen, so sind Sie verloren, erlauben Sie der Vorstellung Macht über Ihre eigenen Entscheidungen, sind Sie es erst recht. Ich rede keinen Halbheiten das Wort, ich gebe zu bedenken, ob Oberleutnant Mimmelinger ein würdiger Anlaß für die beiden Selbsterhaltungstrieb ist, überhaupt ins Gefecht zu kommen. Abwarten ist kein Kompromiß, und Herr Oberst sollten sich für lohnenderen Einsatz aufsparen, für den die Zukunft reiche Gelegenheit verspricht.« Von Blanneck hatte erstaunt dreingesehen, und Maschau war fortgefahren: »Die Zeit ist verrückt, Herr Oberst, und wer sie bestehen will, tut gut, auf noch verrücktere Gegenmaßregeln zu denken.« »So haben Sie einen Vorschlag?« »Der Krieg ist verloren«, hatte der Oberleutnant gesagt, »und je länger er sich hinzieht, umso sicherer sind auch die es, die das Land einmal brauchen wird; vorausgesetzt, daß sie sich dem Zugriff des Henkers nicht entziehen, solange er droht. Herr Oberst wissen, daß ich heute nachmittag nach Besançon muß. Ich kenne dort einen Historiker, Professor an der Universität, der für Ihre Lage viel Verständnis und in seinem Hause viel Platz hätte.« »Danke, Maschau, aber es geht nicht und ist auch nicht nötig.« »Schade. Aubrion ist ein hervorragender und unbedingt zuverlässiger Mann – wir sind sehr befreundet. Sie erinnern sich, Herr Oberst, daß ich selbst Historiker war, ehe ich umsattelte und Jurist wurde.« »Gratulation dazu«, hatte von Blanneck gesagt. »Man erleidet jetzt Geschichte oder man macht sie, in jedem Fall tut man's zu stark – wie kann man sie da obendrein noch betrachten?« »Unter der Voraussetzung«, hatte Maschau geantwortet, »daß man in Besançon Professor für Geschichte ist und nicht gerade in Heidelberg oder Bonn, ist das immer noch möglich.« Und hierauf hatte der Oberst ihm schöne Stunden gewünscht und war auf seine Sache gekommen: auch er habe in Besançon einen Freund, einen Major Meidmann, der gewarnt werden müsse; womit er Maschau einen Brief an diesen übergeben hatte, der nur persönlich auszuhändigen, aber unbedingt zu vernichten sei, sollte der Adressat schon verhaftet sein oder Maschau selbst in Gefahr kommen. »Natürlich kann man in solchen Fällen keine Kasuistik entwerfen«, hatte von Blanneck hinzugesetzt. »Alles voraussehen zu wollen, was eintreten kann, hätte gegenwärtig am wenigsten Sinn. Von jetzt an, Maschau, das ist der letzte Befehl, den ich Ihnen gebe, handeln Sie immer nur nach Ihrem Gewissen: in dieser Sache und in jeder andern.« Maschau hatte den Brief eingesteckt, er stak immer noch in seiner Brusttasche; Meidmann war damals in Paris gewesen, in einem Auftrag, der ihn dort für einen Monat beschäftigen sollte; wenn er inzwischen nicht

verhaftet war, mußte er spätestens seit vorgestern wieder in Besançon sein, und der Brief von Blannecks konnte vielleicht noch bestellt werden. Nach dessen Übergabe hatte der Oberst Maschau entlassen; er war zunehmend zerstreut gewesen, wie der Jüngere ihn gar nicht gekannt hatte, und zu dem beabsichtigten zweiten Spaziergang war es nicht mehr gekommen. »In der Geschichte des Militärwesens«, hatte Maschau beim Abschied gesagt, »ist der Befehl des Herrn Obersten eine unzweifelhafte Neuerung.«

Dann, ehe er von seiner kleinen Reise noch zurückgekehrt war, hatte man von Blanneck geholt. Er hatte seine Verhaftung erwartet, wahrscheinlich auch das, was ihr folgte – und was nach gestriger Meldung, sicher zuverlässiger, denn verbreitet hatte sie Radio London, das in solchen Dingen nicht log, vor zwei Wochen schon geschehen war, in Berlin; nach zuvor erfolgten Folterungen, die längst Routine waren, von denen man Sicheres wußte, deren Vorstellung einen rasend machte vor Verzweiflung und Scham – aber warum, da es doch an Möglichkeiten nicht gefehlt, hatte sich der Oberst alledem nicht entzogen? Wozu, auch in seinem Fall noch, diese immer sich in Schicksale ergebende Selbstausslieferung an den Totentänzer, den Feind – wie ferngesteuert, dachte Maschau, wie mit lautloser Automatik insgeheim von fremdem Willen gelenkt: oder konnte ein Zweifel, wessen Wille da erfüllt war, zurückbleiben? Noch bei all dem klaren Fertigsein, entschlossenen Abgeschlossenhaben mit dem Leben, dieser persönlichsten, vermeintlich sicher freien Entscheidung von Blannecks hatte jener Regie geführt: spielend.

Maschau preßte die Lenkstange.

Es stieg heiß in ihm hoch; er reagierte für den Moment mit dem Gashebel. Die Beschleunigung löste den Druck, der Minuten bereits kraß auf ihm lastete, und er konnte plötzlich ungehemmt atmen und den Versuch machen, die Dinge zu ordnen. Etwas verwandelte sich, es schlug, da es, was es war, schon zu sehr war, mit Entschiedenheit in sein Gegenteil um: er konnte es nicht beschreiben, er war es.

Er streckte sich im Sitz, entspannte Schultern und Nackenmuskeln, bewegte den Kopf, zog die Luft ein, die nach regenfrischem Nadelholz roch. Eine Begierde nach Freiheit und großen Fernen durchdrang ihn.

Er machte sich keine Hoffnungen; umgekehrt geschah es ihm, einfach derart, daß, aus freien Stücken aufgestanden mitten im Schlimmsten, Hoffnung unverhofft ihm nun zufiel, ohne daß er noch recht begriff, wie. Ein solcher Vorgang entzieht sich der Selbstbeobachtung, er gibt ihr schon die Aufmerksamkeit, die er anders in Anspruch nimmt, gar nicht frei: elementar